

DAS MAGAZIN DER KAPUZINER

cap!

SOMMER
2024

Was treibt Dich an?

Stefan Gödde
im Interview

Flucht und Frieden

Hoffnungsvoller
Neustart in Europa

Beten

Viel mehr als eine Bitte an Gott:
Wie das Gebet helfen kann, Tiefe und
Weite im Leben zu entdecken



FOTOS: UNSPLASH (LINKS), KAPUZINER/LÉMRICH

Liebe Leserinnen und Leser,

viele Menschen beten, nur wenige reden darüber! Mehr als die Hälfte der Deutschen gibt an, dass sie betet. 31 Prozent tun es gelegentlich, 20 Prozent regelmäßig. Frauen beten häufiger als Männer. Im Westen der Republik wird doppelt so viel gebetet wie im Osten. Von den über 60-Jährigen behaupten sogar 69 Prozent, dass sie regelmäßig beten.

Das alles klingt fast wie schöneredet? Ist es nicht: Die Zahlen stammen aus einer Studie des Meinungsforschungsinstituts Emnid aus dem Jahr 2022. Sind die Deutschen in Sachen Gebet also weitaus frömmel als in Sachen Glaubenspraxis und Kirchgang? Und warum spricht man so selten darüber? Vielleicht, weil Beten genauso intim ist wie Sexualität?

In dieser Ausgabe von cap! lesen Sie von persönlichen Erfahrungen mit dem Beten. Sie erhalten einen Eindruck von der Vielfalt der verschiedenen Gebets-traditionen und Gebetsformen. Wir stellen aber auch grundsätzliche Fragen: Was ist eigentlich beten? Zu wem betet man? Und nicht zuletzt: Kann beten wirklich helfen?

„Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen“, sagt Jesus im Johannes-evangelium. Mit dem Gebet ist es ähnlich. Es ist ein Haus mit vielen Räumen, die man entdecken und ausprobieren darf. Es lohnt sich, immer wieder neue Türen aufzumachen und zu experimentieren. Dazu lädt Sie diese Ausgabe des Magazins der Kapuziner ein. Es müssen sich ja am Ende nicht alle im selben Raum wohlfühlen. Aber vielleicht tut sich doch die eine oder andere Türe auf.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine inspirierende Lektüre!

Br. Christophorus Goedereis



Br. Christophorus Goedereis



08

TITELTHEMA: BETEN

- 08 Wie betest Du?**
cap!-Umfrage:
So beten Christinnen
und Christen
- 12 Das Herz öffnen**
Warum das Gebet
mehr als eine Bitte
an Gott ist
- 14 Franziskus und das Gebet**
Der Franziskaner
Br. Helmut Schlegel mit Tipps
für das Gebetsleben

Inhalt

Ausgabe
SOMMER

2024

Rubriken

- 03 Editorial**
- 06 News**
- 42 News und Nachrufe**
- 46 Bücher**
- 47 Klosterküche**
- 50 Standpunkt**
- 51 Kontakte/Impressum**

FOTOS: LAHANDOE/UNSPASH (TITEL), NEVOZHA/UNSPASH



24

- 18 EINBLICK**
Dem Himmel nahe:
Kapuziner in Albanien
- 20 Hoffnung auf Frieden**
Flucht vor den Taliban:
Die Geschichte des Journalisten
Masoud Momin
- 24 WAS TREIBT DICH AN?**
Der Moderator Stefan Gödde
über Demut und Dankbarkeit
- 26 ZWEI KÖPFE, ZWEI MEINUNGEN**
Soll Vermögen höher
besteuert werden?
- 28 Die Grenzen weiten**
Vier Länder, eine Provinz:
Kapuziner und ihre Identität
- 30 KAPUZINER HELFEN**
Bruder Paulus über die
Leichtigkeit des Gebens

FOTOS: PROSIEBEN/JENS KOCH, KAPUZINER/LEDBERBERGER



28

SONDERTEIL VIKTRIZIUS WEISS

- 32 Glaube, Hoffnung und Liebe**
Über die besonderen Eigen-
schaften des Viktrizius Weiß
- 36 Interview**
Br. Marinus Parzinger über die
Verbindung zu Br. Konrad und
den Seligsprechungsprozess
- 38 Mitte als Maß?**
Ein Denkanstoß zum Zitat
„Mittelmaß ist nicht dein Beruf“
- 40 Umbruch in Chile**
Besuch bei den letzten
Kapuzinern unserer Provinz
- 44 Kapuziner in Eberswalde**
Was die Gemeinschaft in
Brandenburg vorhat
- 48 IMPULS UND LEBEN**
Anleitung für den Einstieg in
das kontemplative Gebet

Kloster im Netz
Was wir tun, für welche Werte
wir stehen und wie Sie mit uns in
Kontakt kommen, finden Sie in
unserem „Kloster im Netz“.
kapuziner.org

Monatlicher Newsletter
Einmal im Monat schicken wir
Ihnen ein Update per Mail: Was
war im letzten Monat wichtig?
Einfach kostenlos bestellen!
kapuziner.org/newsletter

Magazin cap!
Das Magazin der Kapuziner
erscheint dreimal im Jahr. Sie
können sich cap! kostenlos
nach Hause liefern lassen.
kapuziner.org/magazin

Helfen Sie uns helfen!
Sie wollen die Kapuziner unter-
stützen? Alle Informationen und
eine Online-Spendenmöglichkeit
finden Sie auf unserer Website.
kapuziner.org/spenden



Werkwoche der Kapuziner

Schritte der Hoffnung setzen



Zusammenkunft Kapuziner aus Deutschland, Österreich, Belgien und den Niederlanden haben sich im bayerischen Freising getroffen

Zukunft gehen wollen“, sagt der Leiter der Provinz, Br. Helmut Rakowski. Br. Mauro Jöhri, Schweizer und ehemaliger Generalminister der Kapuziner weltweit, betonte: „Wir müssen klären, wie wir in dieser Welt präsent sein wollen. Für wen sind wir da, wie soll unser alternatives Leben aussehen?“ Für den Kapuziner steht fest: Es geht nur mit Hoffnung – und mit klarer Zuwendung zu den Menschen und zu deren Alltag. Eine anspruchsvolle Aufgabe, vor allem, wenn das christliche Milieu kaum noch vorhanden ist. „Wir Kapuziner wollen es anpacken. Wir wollen selbstlos und offen auf Menschen zugehen und ihnen Orte der Spiritualität anbieten“, sagte Br. Mauro. „Als Kapuziner sind wir eine Gemeinschaft des Glaubens. Das werden wir auch bleiben, wenn um uns herum die Welt immer säkularer wird. Sauerteig zu sein für die Gesellschaft, das bleibt unser Auftrag“, blickt Br. Helmut hoffnungsvoll in die Zukunft. **T**

Den ganzen Artikel zur Werkwoche lesen Sie auf [kapuziner.org](https://www.kapuziner.org)

Tagung der Ordensoberen

Orden leben Interkulturalität

Wie klappt es mit der Interkulturalität in Orden, Kirche und Gesellschaft? Mit diesem Thema beschäftigte sich die Vollversammlung der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK) auf der Jahrestagung in Vallendar. Auch die Kapuziner waren dort durch ihren gewählten Ordensoberen, Br. Helmut Rakowski, vertreten. Alle Redner wiesen auf die Herausforderungen und Chancen des interkulturellen Miteinanders hin.

„Wir fühlen uns bestätigt in unserer inter-

nationalen Kooperation, die wir seit vielen Jahren pflegen“, sagt Br. Helmut. Zum Abschluss des Studientags verabschiedete die DOK-Mitgliederversammlung eine Stellungnahme zur Frage des Zusammenlebens von Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen und Präferenzen in Deutschland. Für die Ordensgemeinschaften ist ein solches Zusammenleben seit vielen Jahrzehnten alltägliche und vertraute Realität. Die Ordensoberen und -oberen appellieren an Kirche und Gesellschaft, alles zu tun, damit Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund nicht nebeneinander, sondern miteinander leben lernen: „Als Christinnen und Christen wissen wir, dass Menschen unterschiedlicher Herkunft mehr miteinander verbindet als voneinander trennt.“ **T**

FOTOS: KAPUZINER/RAUSER, DOK

Kapuzinerkloster in Salzburg

Postulanten aufgenommen



Zeit der Prüfung

Das Postulat findet in Österreich und Italien statt

Frohe Nachrichten aus Salzburg: Zwei Männer haben sich im Mai entschieden, ins Postulat der Kapuziner einzutreten. Simon Seifert stammt aus Rosenheim und wohnte zuletzt in Salzburg, Peter Netzer kommt aus Innsbruck. Der Deutsche und der Österreicher wurden im Kreis der Mitbrüder in die Gemeinschaft aufgenommen. Zum Zeichen der Aufnahme bekamen sie von Br. Thomas Schied drei Symbole überreicht: eine kleine Christusikone, die Schriften des heiligen Franziskus und das franziskanische Tau-Kreuz. „Das Postulat ist eine Zeit der Prüfung“, erklärt Br. Thomas, der die beiden Postulanten auf ihrem Weg begleitet. In den kommenden Monaten machen die Postulanten erste Erfahrungen im Orden und lernen die Gemeinschaft kennen. „Dabei steht die Frage im Fokus: Führt mich dieser Weg in eine neue Freiheit?“, sagt Br. Thomas. „Über allem steht die Zusage Gottes: Fürchte Dich nicht. Ich bin da. Ich gehe mit.“

„An den Kapuzinern fasziniert mich die Kombination aus Kontemplation, Gemeinschaft und sozialem Engagement. Ich möchte in diesem Jahr als Postulant klären, ob ich wirklich dazu berufen bin, dieses franziskanische Charisma zu leben und Kapuziner zu werden“, sagt Peter Netzer, der bisher unter anderem als Trainer für Selbstverteidigung tätig war. „Franz von Assisi hat es geschafft, die Botschaft des Evangeliums in seiner Zeit zu leben und Menschen über Jahrhunderte hinweg zu inspirieren. Die persönlichen Begegnungen mit den Brüdern haben mich in meinem Weg bestärkt“, sagt er. Simon Seifert ist studierter Psychologe und hat sich unter anderem auf die Laufbahnplanung und -beratung spezialisiert. Er sagt: „Die Spiritualität der Kapuziner hat mich begeistert. Ich freue mich auf das Leben in der Gemeinschaft und will in diesem Jahr meiner Berufung nachgehen. Ich bin gespannt, welche Perspektiven sich auftun.“

Das Postulat der Kapuziner ist zweigeteilt: Die erste Phase findet in Salzburg statt. Im zweiten Teil des Postulates leben die jungen Männer gemeinsam mit Brüdern anderer Ordensprovinzen im Kapuzinerkloster im italienischen Scandiano. „In diesem ersten Jahr lernen die Postulanten auch die italienische Sprache und werden von uns dabei tatkräftig unterstützt“, sagt Br. Thomas. **T**

FOTO: KAPUZINER/SCHWEITZER

KURZ NOTIERT

Kapuziner treffen sich zum Generalkapitel

Vom 24. August bis zum 14. September 2024 findet das Generalkapitel des Kapuzinerordens in Rom statt. Auf der Agenda: die Wahl eines Generalministers und wichtige Zukunftsthemen. „Die nächsten Jahre wird uns vor allem das Thema Zusammenarbeit auf den unterschiedlichen Ebenen beschäftigen“, sagt Br. Harald Weber, der in der Vorbereitungs-Kommission für das Generalkapitel sitzt und Ausbilder der Novizen im italienischen Tortona ist.

Oktober: Symposium „800 Jahre Sonnengesang“

Zum Jubiläum „800 Jahre Sonnengesang des heiligen Franziskus“ organisieren verschiedene Akteure ein wissenschaftliches Symposium in Bonn. Die Veranstaltung vereint einen Festvortrag am 24. Oktober 2024 (18 Uhr) und die Tagung am 25. Oktober 2024 (von 9–18 Uhr). Weitere Info zum kostenlosen Symposium: veranstaltungen@franziskaner-helfen.de

Weitere News, Interviews und Podcasts finden Sie auf [kapuziner.org](https://www.kapuziner.org)

+++ Kapuziner-Neuaufbruch in einem säkularisierten Land: Interview mit Br. Christophorus +++ Wozu bist Du berufen? Neue Filme mit sechs Kapuzinern +++ Kapuziner-FAQ: Was bedeutet „vita mixta“? +++ Europäische Identität? Br. Harald im Gespräch +++ Leopold Mandic: „Ein großer Barmherziger“ +++ „Die Freude teilen“: Interview mit Br. Romule aus dem Kloster in Salzburg +++

Wie betest Du?

Das Gebet zu Gott ist eine wichtige Ausdrucksweise des Glaubens. Es gibt viele Formen des Gebets, das nicht an Texte oder Orte gebunden ist. Wir haben Christinnen und Christen gefragt: Wie betest Du?

UMFRAGE: BR. MICHAEL MASSEO MALDACKER UND TOBIAS RAUSER



FOTO: LAHANDOE/UNSPASH

„Stille ist schweigen, hören, beten“



Jedes Jahr verbringe ich ein paar Tage im Kloster St. Ottilien. Immer belege ich einen Kurs. Fotografie, gregorianischer Gesang, Ikonenmalerei zum Beispiel. Vor allem aber fahre ich dorthin wegen der Abgeschlossenheit, der Stille. In St. Ottilien habe ich gelernt, was das bedeutet. Was Stille ist. Stille ist schweigen, hören, beten. Beten ohne Worte. Beten hören. Sich beten lassen. Und gebetet werden. Stille ist still werden und warten. Warten, bis Gott sich zeigt. Empfänglich werden für das, was er mir sein und geben will. Was er mir sagen will, während ich schweige. Und dem Engel folgen, der im Elias von Mendelssohn singt: „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn; der wird dir geben, was dein Herz wünscht. Befiehl ihm deine Wege und hoffe auf ihn.“ Jedes Mal ist es wie ein Nachhausekommen. Ein Ankommen in Gottes Zeit und Gegenwart.

Beatrice von Weizsäcker, Juristin und Autorin

„Beten mit den Gezeiten“



Alles Leben hier auf Wangerooge hängt von und mit ‚Ebbe und Flut‘ zusammen. Um im Gezeitenrhythmus zu bleiben, muss ich hinhorchen auf das, was mir die Strömungen des Meeres mitgeben möchten. Ich webe mich hinein in dieses ‚Kommen und Gehen‘, weiß mich getragen und halte mich an dem Größeren, von dem ich nur eine Ahnung habe. Das lässt mein Beten einfacher und ruhiger werden: Ob ich im Watt wandere oder Gästen lausche – hier finde ich mein Gebet, das sich orientiert an diesen Bewegungen, die stets im Wandel sind.

Egbert Schlotmann, Inselfarrer auf Wangerooge

„Ein Psalm gibt mir Worte“



Wie geht Beten? Im Ersten Testament gibt es das Buch der Psalmen. Dort ist alles zu finden: Klagen, Bitten, Dank, Fluch und Segen. Wenn ich nicht weiß, wie ich beten soll: Ein Psalm gibt mir Worte. Psalmen ermutigen, mit dem eigenen Leben vor Gott da zu sein. So wie es mir geht! Ich nehme Psalm 139, ich lese ihn langsam. Dann höre ich in mich hinein. Was klingt nach? Ich wähle einen Vers aus und spreche ihn mehrmals leise und mache diesen Vers zu meinem Gebet: Du umgibst mich und hältst mich fest!

Sr. Stefanie Strobel, geistliche Direktorin des ifp >

„Bewusstes Gebet statt Routine“



Als Franziskaner ist das Gebet für mich ein sehr wichtiger Teil meines Lebens. Das Beten des Breviers verleiht meinem Alltag Struktur. Dennoch fällt es mir schwer, eine Verbindung aufzubauen, da die Psalmen ihre eigene Geschichte, ihren eigenen Kontext haben. Deshalb versuche ich, meinen eigenen Psalm in meinem täglichen Leben und in meinem eigenen Kontext zu schreiben. Mahatma Gandhi sagte, dass Arbeit Anbetung ist. Wenn man Dinge mit vollem Bewusstsein tut, wird alles, was man tut, zu einem

Gebet. Für mich ist es das tiefste Gebet, wenn ich bewusst die Worte spreche, die Akkorde spiele und die Noten singe. Denn ich habe bemerkt, dass wir Menschen die meiste Zeit nicht bewusst bei dem sind, was wir tun, und oft nicht mit unseren Emotionen verbunden sind. Bewusstes Handeln hilft mir, mich zu beruhigen und im Moment präsent zu sein. Gebet als Routine kann kontraproduktiv sein, uns von der Realität entfernen und dazu verleiten, vor den Problemen des Lebens zu fliehen. Aber wenn wir uns den Herausforderungen des Lebens mit bewusstem Gebet stellen, können wir zu menschlicheren Menschen werden. Gebet sollte uns helfen, bessere Menschen zu werden. Wenn das nicht der Fall ist, müssen wir uns fragen, wie wir beten oder ob wir überhaupt beten. Deshalb ist mein Lieblingsgebet, das ich bete: Versuche nicht, die Welt zu verändern, sondern ändere dich selbst, und es wird einen Idioten weniger auf dieser Welt geben. Amen!

Pater Sandesh Manuel, Franziskaner, Künstler und Musiker

„Das Stundengebet verwandelt den Beter“



Seit Beginn meines Kapuzinerseins vor 61 Jahren gehört das Stundengebet der Kirche zu meinem täglichen „Gebetspensum“. Ich fühle mich getragen vom Rhythmus des gemeinsamen Betens – vor allem, wenn einzelne Teile gesungen werden. Zufällig bin ich auf ein Wort von Augustinus gestoßen: „Es ist deine Gnade, o Herr, dass es mir Freude macht, dich zu loben“. Dies hat mir beim Vollzug des Stundengebets viel Lästiges genommen, die Freude wurde spürbar. Doch auch ich erfahre Anfechtung bei einigen Psalmen

und kämpfe damit. Aber wir beten das Stundengebet ja nicht allein: Wir beten gemeinsam mit denen, deren schlimme Lage in Klage, ja in Wut ausgedrückt wird. Für sie erheben wir unsere Stimme und dürfen alles sagen, was in den Psalmen steht, ohne Einschränkung. So will das Stundengebet letztlich den Beter verwandeln in eine Wohnung für den Herrn.

Br. Siegbert Mayer, Kapuziner in Altötting

FOTOS: SANDESH MANUEL (oben links), KAPUZINER

„Gemeinsamer Gebetsschatz“



Eine starke Quelle für mein Gebet ist das Buch der Psalmen. Ich beschäftige mich damit seit über 40 Jahren. Die Psalmen sind der große

gemeinsame Gebetsschatz für Menschen des jüdischen und des christlichen Glaubens. In ihnen ist alles beschrieben, was unser Leben prägt und unser Leben seit Menschengedenken ausmacht. Seit 2023 erlebe ich eine musikalische Psalmenlesung mit dem Titel „Warum toben Völker“ als großes Gebet, das mich zutiefst berührt. Psalmtexte stehen hier im Dialog mit Musik von Ernest Bloch.

Anette Schavan, Bundesministerin a.D.

FOTOS: LAURENCE CHAPERON (oben links), CARITAS (oben rechts), HERMANN WAKOLBINGER (unten)

„Wie der Mensch lebt, so betet er“



Was nicht im Alltag vollzogen wird, geschieht auch sonst nicht. Wenn wir nicht täglich nach Gott ausschauen, auf sein Wort lauschen, uns täglich bereit machen für die entscheidenden Proben des Lebens, besteht die Gefahr, dass wir langsam blind und taub, gleichgültig und träge werden. Wie der Mensch lebt, so betet er. Wie der Mensch betet, so lebt er. Ein Kreuzzeichen am Beginn ist ein Vorzeichen für den ganzen Tag. Wie kostbar kann es sein, wenn Eltern ihre Kinder am Morgen, am Abend oder bei einem Abschied segnen. Ältere Menschen haben mit der „guten Meinung“ gebetet: den Tag anfangen im Namen Gottes, den Tag Gott übergeben. Das Gebet zu bestimmten Zeiten und Gelegenheiten kann zur lieben Gewohnheit werden. In einem Kurz- oder Stoßgebet kann ich in einem Satz aussprechen, was die Situation gerade an mich heranbringt.

Manfred Scheuer, Bischof der Diözese Linz

„Durch Kinderaugen sehen“



Ich frage unseren achtjährigen Sohn Josef jeden Abend vorm Schlafengehen: „Was war das Schönste an Deinem Tag?“ Die Antworten haben

oft etwas mit Preußen Münster zu tun – treffen mit einem „Du“ aber auch mal mitten ins Herz. Dann beten wir das Vaterunser. Während Josef einschläft und ich seinen Atem an der Wange spüre, bringe ich meine Dankbarkeit vor Gott: für die Familie, für ein Leben in Frieden und manchmal für ein Traumtor der Preußen. Denn beten heißt für mich auch, die Welt durch Kinderaugen zu sehen.

Carolin Kronenburg,
Pressesprecherin Caritasverband Münster

Das Herz öffnen

Menschen auf der ganzen Welt beten. Formen, Haltungen, Texte und Orte sind bunt und vielfältig. Doch das Gebet ist mehr als eine Bitte an Gott: Es verändert die Beterin und den Beter selbst.

TEXT: BR. CHRISTOPHORUS GOEDEREIS

» Ein namhafter Theologe hat einmal gesagt: „Könnte es sein, dass wir beim Beten so viele Worte machen, weil wir gar nicht wollen, dass Gott selbst zu Wort kommt? Wer beten will, der muss erst einmal hören lernen. Wer beten will, der muss die Stille aushalten.“

Stimmt, denn die Sache mit dem Beten hat es wirklich in sich. Sie lässt sich nicht auf einen Nenner bringen. Ursprünglich kommt das deutsche Wort „Gebet“ aus dem Althochdeutschen „Gibet“ und bedeutet „Bitte“. Genau das verbinden die meisten Menschen wohl auch mit dem Beten: wenn ich in Not bin oder ein Problem habe, dann bitte ich Gott oder eine höhere Macht um Beistand. Und wenn ich Glück habe, wird mein Gebet erhört. Ist ja auch nicht verkehrt.

Aber Beten ist mehr als Bitten. Das Christentum hat, wie alle Religionen und spirituellen Traditionen, ein weites Verständnis vom Gebet. Darüber hinaus kennt es eine Fülle an Gebetspraktiken. Beten ist weder an Zeiten, Haltungen und Orte gebunden, und auch nicht an Worte oder Texte. Schauen wir in die Geschichte der christlichen Gebetstradition, dann tut sich ein weites Feld auf.

Wo immer wir die Bibel öffnen, finden wir Menschen im Gespräch mit Gott, und Gott im Gespräch mit den Menschen. Die Bibel ein einziger Dialog zwischen Gott und Mensch. Dabei kennt die Bibel das Gebet als Klage und Bit-

te, als Dank und Lobpreis, als Ausdruck von Versöhnung und Umkehr, als Anbetung und stilles Verweilen in der Gegenwart Gottes. Ort des Gebets kann eine heilige Stätte, ein Berg, die Wüste, der öffentliche Platz oder die stille Kammer sein. Es gibt biblisch überlieferte Gebete wie das „Vaterunser“ oder das „Ave Maria“. Nicht zuletzt finden wir in der Bibel auch den ältesten aller Gebetsschätze: die 150 Psalmen im Alten Testament. Sie bringen alle Regungen des menschlichen Herzens vor Gott ins Wort und bilden im „Stundengebet der Kirche“ bis heute die Grundlage für das Beten in den Klöstern. Als biblischer Maßstab für das Beten gilt das Wort Jesu: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden, die meinen, sie werden nur erhört, wenn sie viele Worte machen; denn euer Vater im Himmel weiß, was ihr braucht, noch ehe ihr ihn bittet.“

Gebet in allen Variationen

Auf der Basis der biblischen Tradition haben sich im Laufe der Kirchengeschichte viele individuelle und gemeinschaftliche Gebetspraktiken herausgebildet, wie etwa der Rosenkranz, Litaneien, Novenen, Andachten oder die eucharistische Anbetung, also das Verweilen vor der geweihten Hostie in einer Monstranz. Bereits seit dem Mittelalter gehören Wallfahrten zur christlichen Gebetstradition. Ein starker Akzent wird schon seit biblischen Zeiten auch auf das Gebet für Kranke, Sterbende und Verstorbene gelegt. Das Gebet um Versöhnung und Frieden hatten Menschen zu allen Zeiten nötig. In neuerer Zeit spielen die Meditation, die Kontemplation und die geistliche Lesung (lectio divina) wieder eine große Rolle. Nicht zu vergessen die Klassiker: Morgenbetet, Abendbetet, Tischbetet. Und die vielleicht am häufigsten praktizierte Gebetsart weltweit: das Anzünden einer Kerze für ein bestimmtes Anliegen. >

FOTO: NEVOZHAI/UNSPASH

”

Euer Vater im Himmel weiß, was ihr braucht, noch ehe ihr ihn bittet“





Allmächtiger Gott,
der du in der Weite des Alls gegenwärtig bist
und im kleinsten deiner Geschöpfe,
der du alles, was existiert,
mit deiner Zärtlichkeit umschließt,
gieße uns die Kraft deiner Liebe ein,
damit wir das Leben und die Schönheit hüten.
Überflute uns mit Frieden,
damit wir als Brüder und Schwestern leben
und niemandem schaden.

Gott der Armen,
hilf uns,
die Verlassenen und Vergessenen dieser Erde,
die so wertvoll sind in deinen Augen,
zu retten.

Heile unser Leben,
damit wir Beschützer der Welt sind
und nicht Räuber,
damit wir Schönheit säen
und nicht Verseuchung und Zerstörung.

Lehre uns,
den Wert von allen Dingen zu entdecken
und voll Bewunderung zu betrachten;
zu erkennen, dass wir zutiefst verbunden sind
mit allen Geschöpfen
auf unserem Weg zu deinem unendlichen Licht.

**Gebet für unsere Erde,
aus der Enzyklika „Laudato si“
von Papst Franziskus**

Die typische Haltung für das Beten im frühen Christentum war das Stehen vor Gott mit erhobenen Händen (Orantenhaltung). Dabei stammt das Ausstrecken der Arme aus dem Orient und geht auf die Körperhaltung der Bettler zurück. Später kommt das Knien, die Verneigung, das Niederwerfen und sogar das Beten im ausgestreckten Liegen auf dem Boden hinzu. Erst seit dem Jahr 1000 wurde das Falten oder Aufeinanderlegen der Hände üblich. Diese Geste soll verdeutlichen, dass sich der Beter ganz auf Gott konzentriert. Auch die aneinander gelegten offenen Handflächen sind als Haltung des Empfangens bekannt.

Katholische Christen beginnen und beenden das persönliche Gebet oft mit dem Kreuzzeichen und den Worten, die der Taufformel entnommen sind: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Im Protestantismus ist das Kreuzzeichen kaum noch verbreitet, obwohl es Martin Luther im Kleinen Katechismus ausdrücklich empfiehlt.

Die christlichen Konfessionen wenden sich im Gebet an den Dreieinigen Gott. Sie beten zu Gott dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist. In der katholischen und der orthodoxen Kirche können Gebete auch an die Gottesmutter Maria und die Heiligen gerichtet werden, wobei es dann immer um eine Bitte als Fürsprache bei Gott geht. Angebetet wird im Christentum Gott allein.

Hinter all diesen äußeren Formen steht in der christlichen Tradition der Glaube an einen persönlichen Schöpfergott, der alles ins Leben rief, und der es gut meint mit seinen Geschöpfen. Aus Liebe hat Gott den Menschen erschaffen. Aus Liebe hat er ihn zur Freiheit berufen, aber das ist zugleich auch der Knackpunkt: die Freiheit kann den Menschen zu seiner göttlichen Bestimmung führen oder ihn in Größenwahn und Zerstörung treiben. Beten im christlichen Sinn hat daher auch das Ziel, sich zu besinnen, umzukehren und wieder neu mit Gott zu vereinen. Beten soll dem Menschen helfen, sein Herz für das zu öffnen, was Gott mit ihm vorhat, selbst wenn es etwas anderes sein sollte, als was der Mensch sich selbst wünscht. Vor diesem Hintergrund sind auch die berühmten Worte Jesu zu verstehen: „Vater, nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe.“

Was verändert ein Gebet?

Was aber bringt einem das Beten? Die Antwort ist simpel: Das Gebet des Menschen ändert nicht den Willen Gottes, sondern im Gebet wird der Mensch selbst verändert. Die Theologie geht davon aus, dass Gott nicht direkt in das Weltgeschehen eingreift. Im Gebet aber werden manche Menschen derart von Gott ergriffen, dass sie die Kraft erhalten,

FOTO: KAPUZINER

”

Beten soll dem Menschen
helfen, sein Herz für das zu öffnen,
was Gott mit ihm vorhat“

das Weltgeschehen zu verändern. Man denke in diesem Zusammenhang an die großen friedlichen Revolutionen unter Mahatma Gandhi oder Martin Luther King. Deutsche dürfen auch an die Ereignisse denken, die zum Fall der Berliner Mauer führten und die mit den Friedensgebeten in den christlichen Kirchen im Osten des Landes begannen.

Im Gebet die Welt verstehen

Daher geht es beim christlichen Beten auch niemals nur um den Beter selbst. Es geht um die ganze Welt. „Allein dem Beter kann es noch gelingen, das Schwert ob unseren Häuptern aufzuhalten“, sagt der deutsche Dichter Reinhold Schneider. Beten hat also auch etwas zu tun mit der aufmerksamen Betrachtung der Wirklichkeit, mit der Meditation von Ereignissen und historischen Situationen. Der Betende lernt, die Dinge zu durchschauen, ihren letzten Hintergrund aufzuspüren und sie zu hinterfragen. So wird manches Gebet zu einem „Ort der Unterbrechung und des Widerstands“, sagt Johann Baptist Metz, Begründer der „politischen Theologie“.

Damit nähern wir uns auch der franziskanischen Gebets-tradition. Der Franziskusforscher und Kapuziner Br. Leonhard Lehmann bezeichnet die Grundzüge im Beten des Franziskus von Assisi mit „Tiefe und Weite“. Im Sonnengesang des Heiligen aus Assisi wird diese universale Bedeutung des Betens besonders deutlich. Wenn Gott „alles in allem“ ist, wie es der Korintherbrief sagt, und wenn wir „in ihm leben, uns in ihm bewegen und in ihm sind“, wie es die Apostelgeschichte zum Ausdruck bringt, dann ist Gott anwesend in der Schöpfung, in allen Geschöpfen und auch in den Ereignissen der Geschichte.

Der große Franziskanertheologe Bonaventura bringt es mit den Worten auf den Punkt: „Die Gesamtheit aller Dinge ist eine Leiter, um zu Gott aufzusteigen. Die Geschöpfe der sichtbaren Welt bezeichnen das Unsichtbare Gottes. Wenn du aber nun fragst, wie das alles zu verstehen ist, dann frage die Gnade und nicht die Lehre, die Sehnsucht und nicht die Erkenntnis, das Seufzen des Gebetes und nicht die Bücher.“ **T**

FOTO: HLIZNITSOVA/ UNSPLASH

Gebet der Vereinten Nationen

Herr, unsere Erde ist nur ein kleines Gestirn im großen Weltall. An uns liegt es, daraus einen Planeten zu machen, dessen Geschöpfe nicht von Kriegen gepeinigt werden, nicht von Hunger und Furcht gequält, nicht zerrissen in sinnlose Trennung nach Rasse, Hautfarbe oder Weltanschauung.

Gib uns den Mut und die Voraussicht, schon heute mit diesem Werk zu beginnen, damit unsere Kinder und Kindeskindest einst stolz den Namen Mensch tragen.



„Der Weg des Gebetes führt in den Alltag“

Wie komme ich konkret ins Gebet? Was ist, wenn ich Gott nicht spüre?
Der Franziskaner Br. Helmut Schlegel gibt im Gespräch mit cap! einige konkrete Tipps.

INTERVIEW: BR. THOMAS DIENBERG

Wie hat Franziskus gebetet?

Mich spricht ein Satz an, der, wenn ich es richtig weiß, von Bonaventura, einem der ersten Biographen des heiligen Franziskus, stammt. Sinngemäß: Franziskus war weniger ein Betender als vielmehr selbst ein Gebet. Franz verstand demnach alles, was er dachte, sagte, lebte, tat, als ein Sein-vor-Gott. Das war für ihn Gebet. Er fühlte sich einfach eingehüllt von Gott. Paul Watzlawick hat einmal gesagt: Man kann nicht nicht kommunizieren. Auf Franziskus hin übersetzt möchte ich sagen: Er konnte nicht nicht beten. Menschsein war für ihn einfach ein Sein-vor-Gott.

Gibt es eine franziskanische Tradition des Gebets?

Es gibt einige typische Gebetsformen, die franziskanischen Ursprungs sind: Das meditierende Gehen des Kreuzwegs Jesu, die Verehrung des Namens Jesu, das Beten des Sonnengesangs und andere. Was ihnen gemeinsam ist: Es sind sehr sinnhafte Gebetsformen.

Wie können diese Formen Betende heute inspirieren?

Ich glaube, dass gerade das ganzheitliche Beten – also beten mit den Füßen, beten mit Gebärden, beten in der Schöpfung, beten mit Zeichen und Bildern – Menschen von heute anspricht, weil wir ja sehr medial ausgerichtet sind.

Wie komme ich eigentlich ins Gebet?

Nach meiner Erfahrung beginnt Beten bei der Selbstwahrnehmung. Also: Wie geht es mir heute Morgen? Wie nehme ich meinen Körper wahr? Wie geht mein Atem? Wie geht es meiner Seele? Ist sie gut gestimmt oder sind da noch dunkle Reste? Dabei ist es gut, alles so sein zu lassen, wie ich es empfinde.

Und dann?

In einem zweiten Schritt kann ich versuchen, mich einmal mit den Augen Gottes wahrzunehmen. Ich brauche dazu nichts zu sagen. Ich stelle mir einfach vor, dass sehr achtsame und gute Augen auf mich schauen. Dass diese Augen das Wertvolle in mir sehen, meine menschliche Würde. Eine Würde, die nichts damit zu tun hat, ob ich erfolgreich oder perfekt bin. Dass in diesen Augen auch die Härte und die scharfen Kanten in mir weich werden. Das sind gewissermaßen „Basis-Übungen“ des Gebetes.

Manche Menschen haben es verlernt, zu beten. Oder sie wenden sich an Gott und es kommt nichts. Sie verspüren eine innere Leere oder auch eine innere Stimme: Das bringt doch nichts. Was sagen Sie diesen Menschen?

Ich muss ganz ehrlich sagen, dass ich darauf keine fertige Antwort weiß. Ich kenne dieses „Nicht-Mehr-Beten-Können“ nur zu gut aus

„

Menschsein war für Franz von Assisi einfach ein Sein-vor-Gott“

eigener Erfahrung. Es gibt Zeiten, da ist alles dunkel in mir. Was mich tröstet – und das sage ich auch gerne zu Menschen, die diese Erfahrung machen – das sind die vielen großen Beterinnen und Beter, die immer wieder von der „Nacht der Seele“ sprechen, von der Unfähigkeit zu beten, von der Angst vor der Leere. Allen voran Jesus selbst, der am Kreuz seine Klage zum Himmel schreit: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Was kann außerdem helfen?

Mir persönlich helfen mitunter die Psalmen. Sie sparen kein Gefühl aus. Sie klagen und wettern. Sie zeichnen die Welt so wie sie ist: Eine Welt von Segen und Fluch, von Freunden und Feinden, eine Welt, die Gärten kennt, aber auch Wüsten. Die Psalmen erinnern mich daran, dass mein Glaube durch die Wüste gehen muss, um erwachsen zu werden. Auch Jesus hat diese Erfahrung gemacht: Die Wüste ist der Ort, wo dir fast alles genommen wird, aber auch der Ort, wo du Gott am nächsten bist.

Können Sie Ihre persönliche Art des Betens in Worte fassen?

Ich habe mir eines der Lieblingsgebete von Franziskus zu eigen gemacht. Am schönsten ist es auf Italienisch: „Dio mio e tutto“ – „Gott, mein Gott und mein alles“. Wenn es mir nicht danach ist, die Worte auszusprechen, mache ich es einfach mit Gebärden.

FOTO: FRANZISKANER



Dio (Gott): Ich erhebe meine Hände und Arme zum Himmel und verweile. Mio (mein): Ich lege meine Hände auf das Herz, nehme mich wahr und verweile. E tutto: Ich breite meine Arme in Kreuzform aus und fühle mich den Geschöpfen und der Welt verbunden.

Wie ist Gebet mit Alltag verbunden?

Ich liebe ein Wort aus dem Zen-Buddhismus: „Vor der Erleuchtung: Holz hacken und Wasser tragen. Nach der Erleuchtung: Holz hacken und Wasser tragen.“ Beten ist demnach ein Zwischenraum. Der Weg des Gebetes führt in den Alltag. Ich möchte versuchen, mein alltägliches Leben mit den Augen Gottes zu sehen. Manchmal entdecke ich, dass unter der grauen Asche des Banalen doch eine Glut brennt. Und wenn ich diese Glut zulasse, diese Sehnsucht, vielleicht auch den Schmerz, dass ich weit weg bin von Gott, dann fängt in meinem Inneren etwas an zu heilen. **T**

Br. Helmut Schlegel

wurde 1943 in Riedlingen/Donau geboren. 1963 trat er in den Franziskanerorden ein, 1969 wurde er zum Priester geweiht. Br. Helmut arbeitete unter anderem als Kaplan und Jugendpfarrer, als Leiter des Exerzitien- und Bildungshauses Hofheim und als Leiter des Zentrums für christliche Meditation und Spiritualität. Er war einige Jahre Provinzial der Thüringischen Franziskanerprovinz und ist außerdem als Buch- und Rundfunkautor sowie Texter im Bereich neues geistliches Lied bekannt.



Dem Himmel nahe

Die kleine, sympathische Kirche St. Rochus oberhalb des Dorfes Lumardh in Albanien liegt auf circa 900 Metern Höhe, direkt neben dem Friedhof. Die Bewohner haben sie 2008 selbst errichtet. Sie ist nur über einen sehr schlechten Weg erreichbar. Einmal im Monat feiern die Kapuziner in Albanien mit den Gläubigen hier Gottesdienst. Die Kirche ist einer der 15 Gottesdienstorte des großen Pfarrgebietes, um das sich die franziskanischen Ordensleute in Albanien kümmern. Wo Gott uns nahe kommt und wir Menschen seine Nähe zu erfahren suchen – da geht der Himmel über allen auf.

TEXT: BR. ANDREAS WALTERMANN
FOTO: KAPUZINER/TOBIAS RAUSER



ALLE FOTOS: PRIVAT

Die Flucht und eine Hoffnung auf Frieden

In Afghanistan bildete Masoud Momin Friedensjournalisten aus. Dann kamen die Talibanmilizen zurück an die Macht und bedrohten sein Leben. Momin musste fliehen. Er kam nach Deutschland, wo er hoffnungsvoll neue Dinge angeht.

TEXT: BR. MICHAEL MASSEO MALDACKER

Masoud Momin

wurde 1984 in Kundus in Afghanistan geboren. Er studierte Politikwissenschaft an der Universität Kabul und absolvierte Weiterbildungen im Bereich Journalismus und Friedensförderung. Momin lehrte Friedensjournalismus für internationale Organisationen wie DW Akademie oder Civil Peace Service (CPS). Seit seiner Flucht 2019 lebt er in Deutschland. Seit 2022 wohnt er in Münster und arbeitet als Sozialbetreuer in einer Unterkunft für Geflüchtete.

» Plötzlich war sein Leben ein anderes. Masoud Momin war 35, international respektierter Journalist. Er arbeitete für mehrere Organisationen, die einheimische Journalisten zu Friedensjournalisten ausbilden. Masoud Momin ist stolz auf seine Arbeit. Für die Taliban gilt er als Staatsfeind. aus Kriegsgebieten, die nicht die Sichtweise des Militärs übernimmt, sondern die Hintergründe des Konfliktes verdeutlicht und mögliche friedliche Lösungen aufzeigt“, erläutert Masoud Momin.

Momin lebte in den afghanischen Großstädten Kabul und Kundus und bildete afghanische Journalisten im ganzen Land aus. „Sinn dieser Arbeit war auch, dass Journalisten und Journalistinnen den hohen Wert der Wahrheit im Krieg berücksichtigen und sich nicht für Propaganda einspannen lassen, egal von welcher Seite“, sagt Momin. Der Blick der Journalisten müsse sich auch auf die Opfer und die Zivilbevölkerung richten und nicht nur auf die Kriegshandlungen und die vermeintliche Logik des Krieges. „Unter Friedensjournalismus versteht man eine kritische Berichterstattung

Momin hat Lehrbücher über Friedensjournalismus aus dem Englischen in die afghanischen Sprachen Paschtu und Dari übersetzt. Fortbildungen für seine Mission in Afghanistan führten ihn nach Deutschland. Vor seiner Flucht war der studierte Politikwissenschaftler mit dem Schwerpunkt internationale Beziehungen deshalb bereits mehrfach in Berlin und Bonn. Deutsch hat er aber erst nach seiner Flucht nach Europa gelernt.

Lebensgefahr durch Taliban-Rückkehr Überhaupt: die Flucht. Es war zunächst ein Arbeitstag wie viele andere. Doch die Meldungen aus dem ganzen Land machten >



”

Wenn ich mein Leben retten will,
muss ich jetzt ganz schnell raus hier!“

dem gut informierten Journalisten rasch klar, dass der Widerstand der afghanischen Bevölkerung gegen eine Rückkehr der Taliban an die Macht viel geringer ausfallen würde als erhofft. Zu sehr hatte sich offenbar Resignation unter den Menschen ausgebreitet, die sich aus den Leiden der langen Kriegsjahre speiste.

Die Rückkehr der Taliban hat das Leben des Journalisten komplett verändert. „Niemand verlässt sein Heimatland gerne. Das ist aber in gewissen Momenten nicht von Bedeutung“, sagt Masoud Momin heute. Er habe sich in Lebensgefahr befunden, erinnert er sich. Ihm ging der Gedanke durch den Kopf: „Wenn ich mein Leben retten will, muss ich jetzt ganz schnell raus hier!“

Warum er sich in Lebensgefahr befunden habe? „Weil sich unsere Arbeit konkret und direkt gegen die Taliban gerichtet hat. Wir waren die Hauptfeinde. Einige meiner Kollegen mussten dies mit dem Leben bezah-

len.“ Er selbst wurde direkt bedroht und von den Taliban gewarnt: „Entweder du beendest deine Arbeit oder...“ Masoud Momin kann nicht weitersprechen. Die Erinnerung an die Situation setzt ihm sichtlich zu. Weshalb war seine Arbeit so gefährlich für die Taliban? „Weshalb?“, wiederholt der bescheidene und zurückhaltende Intellektuelle die Frage: „Weil die Taliban gegen Meinungsfreiheit sind, gegen Medienfreiheit, gegen Frauenrechte, gegen Bewegungsfreiheit.“

Neustart in Deutschland

Also raus aus dem Land. Die Flucht fiel Masoud Momin schwer. Nicht nur, weil er alles zurücklassen musste, Besitz und geliebte Menschen, sondern auch, weil er mit seiner Mission gescheitert war. „Das tut weh. Jeder Journalist möchte Einfluss auf die Gesellschaft nehmen, das hat in meinem Fall nur bedingt geklappt“, resümiert er enttäuscht.

Seine Flucht verlief vergleichsweise unspektakulär: Visum beantragt, Flugzeug gebucht, in Münster gelandet. Keine Schleppe, keine Push-Backs, keine Gewalt unterwegs, wie es vielen anderen Flüchtlingen.

den widerfährt. Das alles war im Jahr 2019. „In Deutschland musste ich bei null anfangen. Das hat mich viel Zeit und Energie gekostet“, sagt Masoud Momin nachdenklich. Hier arbeitet er nun als Sozialbetreuer in einer großen Geflüchteten-Unterkunft im Süden von Münster. Sein Asylverfahren ist in Deutschland längst beendet, er wurde als Asylbewerber anerkannt, die Einbürgerung, der deutsche Pass sind beantragt.

Kann man in Deutschland gut leben? Auch als Geflüchteter? „Ja, wenn man sich viel Mühe gibt. Wenn man die Integration als Ziel vor Augen hat, dann kann man auch als Geflüchteter viel erreichen. Die deutschen Behörden unterstützen alle Menschen, es gibt keine Ausnahme“, zeigt sich der 40-jährige überzeugt.

Integration ist anstrengend

Seinen Frieden hat der Friedensjournalist in Deutschland also gefunden. Aber Heimat? Die ist Afghanistan. Sein Kontakt in die Heimat funktioniert nach seiner Aussage dank Social Media recht gut. Er kommuniziert mit Freunden und ehemaligen Kollegen. Seine Eltern leben inzwischen ebenfalls in Deutschland.

Neue Kontakte in Deutschland hat Masoud Momin vor allem über seine Arbeit gefunden. Seine Tätigkeit als Sozialbetreuer sei gut, auch wenn sie nicht seiner Qualifikation entspricht. „Arbeit mit Geflüchteten heißt, Menschen ganz unterschiedlicher Kulturen einigermaßen gerecht zu werden. Viele der Geflüchteten haben keine Ahnung von Deutschland, sie kennen das Land nicht, in welches sie gereist sind.“ Zwischen den Menschen zu vermitteln sei eine tägliche Herausforderung. „Integration ist mit viel Mühe und Anstrengung verbunden“, hat der umtriebige Journalist spätestens hier gelernt.

Die Bürokratie und das schlechte Wetter in Deutschland gefallen ihm nicht. „Und die Einsamkeit“, sagt er leise. Und ergänzt: „Bei uns in Afghanistan haben die Menschen mehr Zeit füreinander. In Deutsch-

”

In Deutschland leben die Menschen mehr für sich, ohne Zusammenhalt“

land leben die Menschen mehr für sich, ohne Zusammenhalt.“

Für den Zusammenhalt macht sich der Weltverbesserer nun auch im Münsterland stark. Erfüllt vom Tatendrang eines Friedensjournalisten möchte Masoud Momin in Münster einen Verein gründen, in dem hier lebende Menschen aus Afghanistan mit der einheimischen Bevölkerung zusammengekommen. „Man lernt sich kennen, nähert sich an und hört sich zu“, so lautet seine neue Mission. Dass man mit Kommunikation die Welt verändern kann, daran glaubt Masoud Momin immer noch fest.

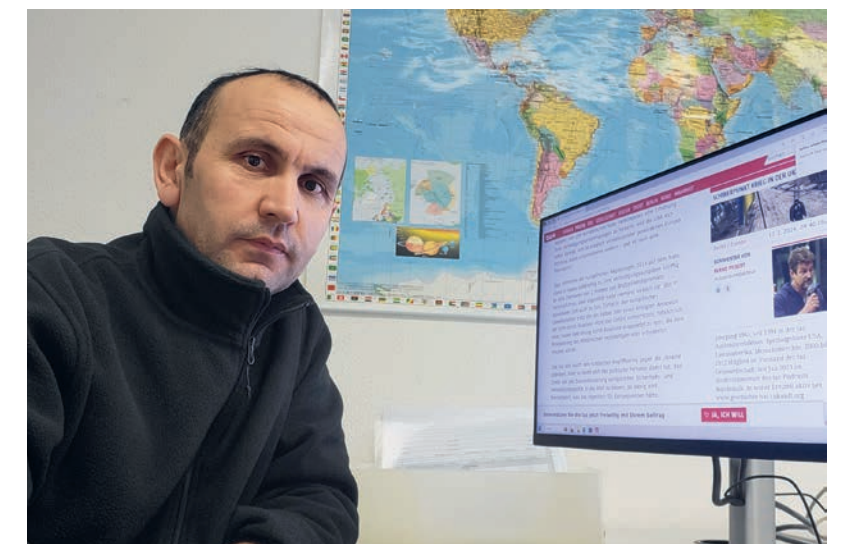
So sehr er seine Arbeit mit Geflüchteten mag, so sehr fehlt ihm auch sein Engagement für den Friedensjournalismus. „Wenn ich die Gelegenheit bekomme, würde ich gerne wieder in meinem früheren Beruf arbeiten“, sagt er. Warum? „Weil die Welt Hoffnung auf Frieden braucht!“

Kabul im Jahr 2017

Links: Masoud Momin spricht vor jungen Führungskräften über die Rolle der Medien bei der Friedensförderung

Münster im Jahr 2024

Unten: Als Sozialbetreuer in Münster bleibt Masoud Momin Experte für Afghanistan





WAS TREIBT DICH AN?

„Gott will das Gute für uns“

Stefan Gödde ist Moderator von „Galileo“ auf Pro7. Was den Journalisten und Autoren antreibt und warum Demut und Dankbarkeit für ihn zentral sind, sagt er im Interview.



INTERVIEW: TOBIAS RAUSER

Glauben Sie an Gott?

Ja, ich bin gläubiger Christ und auch gerne katholisch.

Wer war Ihnen ein Vorbild im Glauben?

Ich wurde in Paderborn geboren, eine ohnehin sehr katholische Gegend in Deutschland. Aber vor allem meine Oma mütterlicherseits hat mich geprägt. Sie war der frommste Mensch, dem ich jemals begegnet bin. Ihr

ganzes Leben lang hat sie gebetet, die Religion spielte eine wichtige Rolle. Und diese Verwurzelung im Glauben hat mich beeindruckt.

Sie durften Ihre Oma auch in schweren Stunden begleiten.

Ja. Sie wurde relativ alt, zu der Zeit war ich Zivi im Altersheim und konnte nachts an ihrem Krankenhausbett Wache halten. Für diese Zeit bin ich sehr dankbar.

Haben Sie gute Erfahrungen in Ihrer Gemeinde gemacht?

Ich habe eine klassische katholische Sozialisation hinter mir: Messdiener, Pfadfinder, das war eine tolle Zeit. Aber mit dem Blick von heute ist es auch schockierend, denn der Pfarrer meiner Jugend war ein Missbrauchstäter, das habe ich erst kürzlich erfahren. Die Kirche hat ihn gedeckt, Informationen verschwiegen und den Mann immer weiter versetzt. Ohne dieses Wissen hätte ich gesagt: Ich hatte eine wunderbare Zeit. Mit dem Blick von heute ist das Bild nicht mehr so klar.

Was macht das mit Ihrem Glauben?

Mein Glaube ist dadurch nicht erschüttert. Aber es ist einfach erschreckend, dass jemand, der dich so cool und gut durch die Jugend begleitet hat, ein Missbrauchstäter ist.

Warum glauben Sie?

Der Glaube ist ein Geschenk, für das ich sehr dankbar bin. Mir persönlich gibt der Glaube

FOTO: PROSIEBEN/JENS KOCH

Kraft. Und gerade in diesen Zeiten, in denen wir Menschen gedanklich ständig um uns selbst kreisen, ist der Blick nach oben wichtig. Zu erkennen, dass mein eigenes Ego nicht das Zentrum des Universums ist. Wozu bin ich überhaupt auf der Welt? In dieser Frage gibt mir der Glaube Orientierung.

Woran zweifeln Sie?

Zweifel gehören zum Glauben dazu, das ist bei mir nicht anders. Und wenn man sich in einem stark religionskritischen Umfeld bewegt oder sich ständig durch Horror-Nachrichten im Internet scrollt, dann kann ich mir schon gut vorstellen, dass es Menschen schwerfällt, zu glauben. Doch es geht auch anders. Zum Beispiel hier auf dem Katholikentag, wo wir dieses Interview ja führen: Ich freue mich sehr über die Gemeinschaft der Gläubigen. Wenn hier Tausende gemeinsam beten oder schweigen, dann trägt mich das.

Gab es Zeiten im Leben, in denen Sie sich die Sinn- und Glaubensfrage verstärkt gestellt haben?

Da gab es ein paar Wegmarken. Sicher die Zeit als Zivi im Altersheim, wo ich viel über das Leben und Sterben gelernt habe. Das war eine Zeit der Orientierung für mich. Hautnah mitzuerleben, dass das Abnehmen von körperlichen Kräften und der Tod Teil des Lebens sind, das war sehr lehrreich und prägend. Und ich kann jedem jungen Menschen nur empfehlen, sich mit alten Menschen zu unterhalten. Man lernt so viel.

Einmal mussten Sie sich selbst mit dem Thema Endlichkeit beschäftigen.

Ja. Mit 32 Jahren hatte ich eine sogenannte Dissektion, eine Ader in meinem Kopf war plötzlich eingerissen. Das war kurzzeitig recht gefährlich, aber auch schnell wieder gut. Doch wenn Du als junger Mensch so unmit-

telbar mit der eigenen Endlichkeit konfrontiert wirst, dann verändert Dich das. Dazu kam eine spirituelle Erfahrung: Ich habe mich in diesen Momenten beschützt gefühlt, war nicht allein.

Was ist wichtig im Leben?

Ich finde, dass Dankbarkeit wichtig ist. Und dass man versuchen sollte, die ständigen Ablenkungen im Leben zu vermeiden, um sich stattdessen mit wichtigen Dingen wie Demut zu beschäftigen. Am Ende zählt nicht der Instagram-Algorithmus, sondern dass Du Dich von Deinem Schöpfer fragen lassen musst: Was hast Du zum Guten beigetragen?

Macht es die Branche, in der Sie arbeiten, schwer, demütig zu sein?

Natürlich ist das Rampenlicht potentiell dazu angelegt, dass das Ego überproportional gestreichelt wird. Ich sehe mich aber auch nicht als Promi. Ich habe bei Galileo ein Format, mit dem ich gut „Ich“ sein kann.

Sie sind viel unterwegs. Was macht das Reisen aus?

Das Reisen öffnet Horizonte, denn die Welt ist spannend und sehenswert. Meine Oma, von der hier schon die Rede war, hat mit 75 Jahren das erste Mal das Meer gesehen. Das berührt mich bis heute und deswegen bin ich so dankbar, dass ich den kulturellen Reichtum der Welt erleben darf. Reisen ist das beste Rezept gegen Egoismus und Verengung. Die Welt ist wertvoll, in all ihren Facetten.

Was treibt Sie an?

Der Glaube an das Gute im Menschen. Und dass es einen Gott gibt, der das Gute für uns alle will. **T**

Stefan Gödde wurde 1975 in Paderborn geboren. Er arbeitet als TV-Moderator, Journalist und Buchautor. Nach seinem Abitur und Zivildienst studierte Stefan Gödde an der Uni Paderborn Anglistik und Germanistik, um Gymnasiallehrer zu werden. Sein beruflicher Weg führte ihn allerdings in die Medien: Seit 2009 moderiert er das bekannte Pro7-Wissensmagazin „Galileo“. Außerdem ist er Autor von „Nice to meet you, Rom“ und „Nice to meet you, Jerusalem“, zwei Reiseführern, deren Erlöse an einen guten Zweck gehen.



Das komplette Gespräch finden Sie auf [kapuziner.org](https://www.kapuziner.org)

... HÖHER BESTEUERT
WERDEN?

SOLL VERMÖGEN ...

ZWEI KÖPFE

ZWEI MEINUNGEN



Stefan Eirich
BUNDESPRÄSES DER KAB

Stefan Eirich (Jahrgang 1963) ist Priester und ist seit 2019 Bundespräsident der Katholischen Arbeitnehmerbewegung (KAB) in Deutschland. Der Sozialverband setzt sich als Interessenvertretung von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern für eine gerechte und solidarische Gesellschaft ein.

Martin Nebeling
BKU-BUNDESVORSITZENDER

Dr. Martin Nebeling ist Fachanwalt für Arbeitsrechts und arbeitet für Bird & Bird. Er ist Vorsitzender des Bundes Katholischer Unternehmer (BKU). Der Verband vertritt über 1000 Unternehmer und wirkt als Schnittstelle zwischen Kirche, Wirtschaft und Politik.



”

Die wachsende Ungleichheit gefährdet den sozialen Frieden“

— Stefan Eirich

» Das Leistungsfähigkeitsprinzip gehört zu den großen Errungenschaften, die aus unserem Grundgesetz abgeleitet werden. Jeder soll nach Maßgabe seiner individuellen ökonomischen Leistungsfähigkeit zur Finanzierung staatlicher Leistungen beitragen. Das Gemeinwohl unseres Landes und die Zukunft unserer Gesellschaft hängen wesentlich davon ab, dass eine weitere Vertiefung des Grabens zwischen Arm und Reich verhindert wird. Die wachsende ökonomische Ungleichheit gefährdet den sozialen Frieden, die Demokratie und auch den Wirtschaftsstandort. Dem kann nur über eine massive Steigerung der Steuergerechtigkeit begegnet werden. In diesem Sinne muss der Staat Steuern und die für einen Ausgleich geeigneten Steuern erheben.

Die fünf reichsten Unternehmerfamilien besitzen in Deutschland ein Vermögen von mehr als 250 Milliarden Euro und damit mehr als die ärmere Hälfte der Bevölkerung besitzt. Ihr und die Vermögen aller anderen Hyperreichen müssen wesentlich dazu beitragen, dass in unserem Land Menschen ohne jegliches Vermögen in Würde leben können.

Lasten und Leistungen müssen gerecht verteilt werden. Die leistungsorientierte Besteuerung unter Einbeziehung aller Einkommensquellen muss ausgebaut werden. Lasten dürfen nicht einseitig über die Erwerbsarbeit finanziert werden. Zudem hat eine Vermögensteuer weniger negative Effekte auf das Wirtschaftswachstum als zum Beispiel eine hohe Besteuerung von Arbeitseinkommen. **T**

FOTOS: KAB, PRIVAT

» Laut aktuellen Zahlen wird die Steuerquote von 22,4 Prozent in diesem Jahr auf 23,3 Prozent im Jahr 2028 steigen und somit für dieses Jahrhundert einen Rekordwert erreichen. Besonders die Unternehmensbesteuerung ist in Deutschland übermäßig hoch: Laut dem Mannheim Tax Index lag die effektive durchschnittliche Steuerbelastung für profitable Investitionsprojekte im Jahr 2023 bei 28,5 Prozent – und übertraf den EU-Durchschnitt damit um fast 10 Prozent. Der kombinierte Körperschaftssteuersatz war 2023 in Deutschland mit 29,94 Prozent einer der höchsten Europas. Auch von unseren österreichischen Kollegen hören wir, dass Unternehmer dort eine ähnlich hohe Steuerbelastung zu tragen haben.

Grundsätzlich verliert der Wirtschaftsstandort Deutschland immer mehr an Attraktivität: Neben dem Fach- und Arbeitskräftemangel sind Energie-, Material- und Personalkosten nach wie vor hoch. Die bürokratischen Nachweispflichten wachsen. Das alles drückt das Investitionsklima in unserem Land. Viele Firmen kehren Deutschland den Rücken.

Meine Position ist aus diesen Gründen eindeutig: Der Staat hat noch nie so viele Steuern eingenommen wie derzeit. Deutschland hat kein Einnahmenproblem, sondern ein Ausgabenproblem. Daher führt kein Weg daran vorbei, dass der Staat weniger ausgibt. Höhere Steuern eignen sich nicht dafür, die Wirtschaft anzukurbeln. **T**

”

Der Staat hat kein Einnahmen-, sondern ein Ausgabenproblem“

— Martin Nebeling

Die Grenzen weiten

Vier Länder, eine Provinz: Die „Deutsche Kapuzinerprovinz“ ist in den letzten Jahren geschrumpft und gewachsen gleichzeitig. Brüder aus vier Ländern sind in ihr vereint. Was bedeutet das für die gemeinsame Identität?



TEXT: TOBIAS RAUSER

» Genau 974 Kilometer. Das ist die Strecke, die Br. Rudolf Leichtfried zurücklegen muss, um von seinem Kapuzinerkloster in Irdning in der Steiermark (Österreich) zu seinen Mitbrüdern ins Kloster Clemenswerth im Emsland (Deutschland) zu fahren. Nicht viel weniger Kilometer (956) muss er zu seinen Brüdern im niederländischen Kloster in Velp zurücklegen. Eine Strecke mit vielen Kaffeestopps – etwa in den Klöstern in München, Frankfurt oder Münster.

Br. Rudolf arbeitet mit Brüdern aus drei Ländern in einer Kommission der Provinz daran, auf einer immer größer werdenden Fläche mit immer weniger Klöstern Beziehungen zu ermöglichen. „Wir Kapuziner haben eine gemeinsame Identität, über Ländergrenzen hinweg“, betont Br. Rudolf. „Wir haben alle einmal „Ja“ gesagt zu einem Lebensentwurf, der sich am heiligen Franz von Assisi orientiert. Dieses Feuer müssen wir hüten.“

Ohne Begegnung geht es nicht

Doch wie hütet man dieses Feuer ganz konkret? Eine komplizierte Aufgabe, für jeden Bruder individuell und auch für die Leitung der Großprovinz. Br. Helmut Rakowski ist der gewählte Provinzial und für Niederlassungen in vier Ländern zuständig. Der Kapuziner betont, wie wichtig die persönliche Begegnung und transparente Kommunikation für das Zusammenwachsen der Provinz sind. „Für mich ganz konkret heißt das: Wir müssen noch stärker informieren und im Austausch sein. Dazu bin ich viel unterwegs, um vor Ort mit den Brüdern zu sprechen.“

Dass die Entfernungen nun weiter sind als früher in den regional organisierten Provinzen, das ist neu. Doch die Anzahl der Brüder und der Häuser war früher größer. Auch sind digitale Formate der Zusammenkunft und der Informationsverteilung spätestens seit Corona etabliert. Gestern wie heute gilt: „Die Begegnung ist das A & O, um

FOTOS: KAPUZINER/LEDBERGER, KAPUZINER

”

So unterschiedlich alle Kapuziner sind, so sind wir doch gemeinsam mindere Brüder“

Br. Julian Pfeiffer

die gemeinsame Berufung zu leben und das Interesse am Leben des anderen zu wecken“, ist Br. Helmut überzeugt.

Er nennt ein Beispiel: „Ich komme gerade aus Chile zurück. Dort leben noch drei Missionare aus unserer Provinz, die vor über 50 Jahren aus Bayern und den Niederlanden zum Volk der Mapuche aufgebrochen sind. Davon habe ich immer reden hören, aber erst jetzt habe ich einen Bezug zu diesen Brüdern und den Menschen dort. Wir müssen uns kennenlernen, besuchen, austauschen. Dann werden wir merken, dass wir in verschiedenen Kontexten eine gemeinsame Identität leben.“

Eine europäische Identität?

Jeder Bruder reagiert sehr individuell auf die neue Struktur. Br. Julian Pfeiffer ist der jüngste Kapuziner der Provinz und studiert Theologie in Salzburg. Sein Noviziat hat er in Italien verbracht. „Die Frage nach der Identität beschäftigt mich schon seit Schulzeiten, sie ist wichtig“, sagt der geborene Schwabe. „Ich fühle mich als Salzburger Kapuziner. Nicht als Deutscher oder Österreicher.“ Für den jungen Ordensmann lösen sich alte Konstrukte und Provinztraditionen auf – was dazu führt, dass sich die Identität erst einmal am jeweiligen Ort bildet. Nichtsdestotrotz hält Br. Julian die Frage nach der europäischen Identität für wichtig: „Es geht hier um die grundlegende Frage nach meiner Berufung“, sagt er. „Denn so unterschiedlich alle Kapuziner sind, so sind wir doch gemeinsam mindere Brüder.“ Dass die Klöster in Belgien und den Niederlanden genau wie das Kloster in Salzburg zur gleichen Provinz gehören, kann für den jungen Ordensmann auch ein Vorteil sein. Denn Br. Julian plant, sich für ein Erasmus-Semester in Belgien zu bewerben – unter anderem, um dort eine neue Sprache zu lernen. „Nicht zuletzt kann ich dort auch die Frage klären, ob ich mir vorstellen kann, in diesem Teil unserer Provinz zu leben“, sagt er.

Eine europäische Erfahrung macht auch Br. Harald Weber, der als Ausbilder im Noviziat in Tortona als einziger Deutscher in einem italienischen Ausbildungsteam arbeitet. Er beschäftigt sich intensiv mit der Frage des Zusammenwachsens in Europa. „Eine europäische Identität ist elementar. Doch so etwas lässt sich nicht verordnen, man wächst da hinein“, sagt er. Er persönlich schätzt die neue Provinzgröße. „Ich muss klar sagen: Für mich ist das eine Bereicherung, ich mache wunderbare Erfahrungen in der vielfältigen Brüdergemeinschaft“, sagt Br. Harald. Dennoch sieht auch er wachsende Herausforderungen, die

”

Wir haben alle einmal „Ja“ gesagt zu einem Lebensentwurf, der sich am heiligen Franz von Assisi orientiert. Dieses Feuer müssen wir hüten“

Br. Rudolf Leichtfried

einmal in der Leitung des immer komplexeren Gebildes und auf der anderen Seite in der fehlenden regionalen Beheimatung einzelner Brüder liegen.

Neue Konstellationen, neue Dynamiken

Dass der Mensch Veränderungen gegenüber oft erstmal kritisch gegenübersteht, das macht es nicht einfacher. „Neues macht oft Angst. Auch uns Kapuzinern. Dabei geht es vor allem um Sicherheit, das ist nicht unbedingt eine Frage des Alters“, berichtet Br. Helmut. Der Provinzial merkt auf seinen Reisen aber auch, dass das Zusammenfügen der verschiedenen Regionen durchaus neue Dynamiken hervorbringt. „Gewohntes wird plötzlich hinterfragt, neue Teams erarbeiten neue Lösungsansätze. Wir erleben so etwas wie eine erweiterte Schwarmintelligenz. Das ist ja die Chance einer Ordensgemeinschaft: Wir ziehen gemeinsam an einem Strick.“

Dieser Strick mit den drei Knoten verweist auf das Verbindende: das gemeinsame „Ja“ zum Leben als Minderbruder. Br. Rudolf aus Irdning formuliert es so: „Kapuziner zu sein bedeutet für mich, ein Gefährte des heiligen Franz von Assisi zu sein. Ich bin fasziniert von der grenzenlosen Geschwisterlichkeit dieses Mannes, die alle Grenzen weitete.“

Hoffnung teilen

Die Leichtigkeit des Gebens

Wer glaubt, kann leichter vertrauen. Er bleibt auch in unsicheren Zeiten aufmerksam für den Nächsten und wird ihm gern zur Hilfe.



» „Vom Teilen ist noch keiner arm geworden.“ So sagte meine Großmutter gern. Sie lebte ihren christlichen Glauben in Gebet und Tat. Der Glaube schenkte ihr trotz dem erfahrenen Weltkriegsleid Hoffnung und öffnete sie immer wieder für Taten der Nächstenliebe. So war es für sie selbstverständlich, dass sie Verwandte aus der zerbombten Großstadt zu sich aufs Land holte, auch wenn die, wie sie meinte, nicht so lebten, wie es sich für Christen gehörte.

Hoffnung und Glauben führen zu Liebe und Großzügigkeit. Diese vier sind mit einem zarten Band tief in die menschliche Seele eingewoben. Hoffnung als kraftvolle Kardinaltugend ist der unsichtbare Antrieb für großzügiges Handeln gegenüber unseren Mitmenschen. Sie ermutigt uns, inmitten der Wirren des Lebens an das Überwiegen des Guten zu glauben. Diese optimistische Grundhaltung beeinflusst nicht nur unser eigenes Wohlbefinden, sondern erweckt auch in uns den Wunsch, Großzügigkeit und Mitgefühl gegenüber anderen zu zeigen.

Sie lesen ab Seite 32 vom Leben des Dieners Gottes, P. Viktrizius Weiß, einem Kapuziner. Ich bewundere seine Glaubenskraft, seine Hoffnung und die Weitsicht, die ihn in unsicheren Zeiten erfüllte. Seine Großzügigkeit entsprang seiner Dankbarkeit für die Berufung zum Ordensleben und der Hoffnung, die ihm der Glaube gab.

Spüren Sie dem nach, wie Sie einen großzügigen Menschen erlebt haben. War da nicht eine Leichtigkeit im Geben, eine Fröhlichkeit in der Aufmerksamkeit für das, was Ihnen fehlte? So muss der heilige Franziskus oft gefühlt haben, wenn er seine Hand ausstreckte und die Mitmenschen nicht vergeblich um eine Gabe bat.

Großzügigkeit ist eine blühende Oase in der Wüste der Selbstsucht. Sie kann sich in materiellen Gütern wie Gold und Silber zeigen, aber auch in immateriellen Schätzen wie Zeit, Aufmerksamkeit und Trost.

Hoffnung kann die Flamme der Großzügigkeit entfachen und nähren, während Großzügigkeit die Flamme der Hoffnung auf eine strahlende Zukunft für alle am Lodern hält.

Ich lade Sie ein, mit uns Kapuzinern in dieser Haltung zu leben. Wie meine Oma schon sagte: „Vom Teilen ist noch keiner arm geworden.“

Vergelt's Gott!

Br Paulus

TEXT: BR. PAULUS TERWITTE, FOTOS: KAPUZINER/KOENIG, KAPUZINER/LEDERSBERGER

UNSER PROJEKT IN ... SALZBURG

Baustelle auf dem Kapuzinerberg



Kapuzinerkloster über der Stadt

In Salzburg bilden die Kapuziner ihre jungen Ordensleute aus

Seit über 400 Jahren ist uns das Kloster auf dem Kapuzinerberg in Salzburg anvertraut. Wir leben und beten auf dem Berg, abseits und doch mittendrin: Typisch für uns. Und typisch auch: Das Wohlwollen der Salzburger. Sie sind froh, dass an diesem Ort die Kapuziner für ihre Zukunft sorgen. Seit zwei Jahren gehören angehende Kapuziner in der Ausbildung mit zum Hauskonvent.



Alle anpacken!

Brüder in Salzburg auf der Baustelle

Jetzt stehen wir Brüder vor einer großen Herausforderung: Kirche und Kloster müssen saniert werden. Land, Stadt und Erzdiözese helfen uns schon dabei. Doch das reicht nicht aus. Wir sind darauf angewiesen, dass Sie uns helfen. Beteiligen Sie sich großzügig daran, an unserer Zukunft mitzubauen. **T**

UNTERSTÜTZEN SIE DIE KAPUZINER

Wir Kapuziner der Deutschen Kapuzinerprovinz engagieren uns in vielfältiger Weise in Kirche und Gesellschaft. Wir treten für eine gerechtere Welt, für Frieden und für einen verantwortungsvollen Umgang mit der Schöpfung ein. Der christliche Glaube gibt uns Sinn und Halt. Um unserem Auftrag gerecht zu werden, benötigen wir Ihre Hilfe! Durch Ihre Spende unterstützen Sie uns Kapuziner bei unseren Aufgaben. Wir danken Ihnen sehr herzlich für Ihren Beitrag!

Ansprechpartner

Br. Paulus Terwite
bruder.paulus@kapuziner.org
Tel.: +49 (0)89 278 271 43

kapuziner.org/spenden

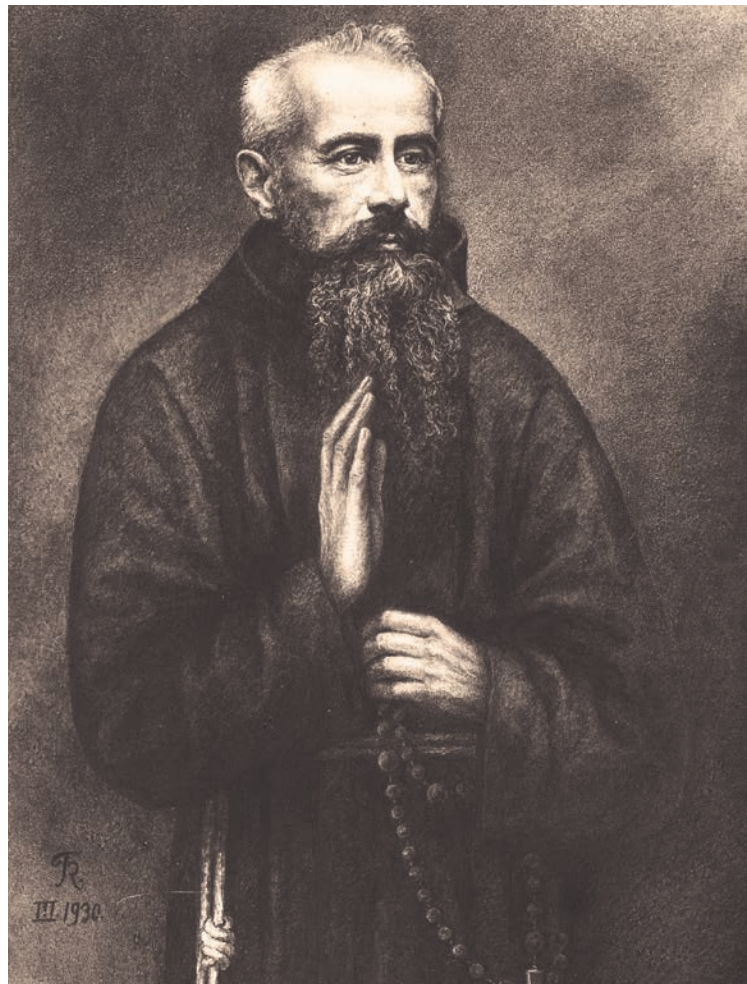
Konto: Deutsche Kapuzinerprovinz
IBAN: DE60 7509 0300 1002 2064 39
BIC: GENODEF1M05

Oder scannen Sie den QR-Code ein. Werden Sie zum Kapuziner-Förderer!



Glaube, Hoffnung & Liebe

Der Kapuziner Viktrizius Weiß fasziniert die Menschen bis heute. Er lebte seine Berufung: radikal, glaubwürdig und den Menschen zugewandt. Welche Eigenschaften des Ordensmannes können uns heute als Vorbild dienen?



TEXT: BR. MARINUS PARZINGER

» Was Viktrizius Weiß im Innersten bewegte, kennen wir aus seinem geistlichen Tagebuch: Er strebte nach Heiligkeit. So schreibt er: „Mittelmäßigkeit ist nicht dein Beruf.“ Es ging ihm nicht um Perfektion, nicht um Karriere, sondern um die rechte Beziehung zu den Menschen und zu Gott.

Br. Viktrizius entschied sich für das Leben im Kapuzinerorden und lebte seine Berufung konsequent, ja radikal. Seine Entschiedenheit zog andere mit. Er war nicht fanatisch, sondern glaubwürdig.

Am Glauben, den er als Kind kennengelernt hatte, hielt er treu fest und schöpfte daraus die Kraft für seine Aufgaben. Im Umgang mit Menschen war er zugewandt und hilfsbereit. Er übernahm Verantwortung im Orden, stellte sich den Herausforderungen und setzte seine ganze Kraft ein. In seinem Verhalten war er ein Vorbild, ohne andere zu bewerten oder zu überfordern. Seit 1979 darf er laut Dekret von Papst Johannes Paul II. „ehrwürdiger Diener Gottes“ genannt werden. Doch wie hat er die Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe konkret gelebt?

radikal & mutig

Viktrizius Weiß blickte radikal und mutig auf das Leben. Seine Zeit war von Umbrüchen geprägt: Säkularisierung, Kulturkampf, Folgen der Industrialisierung. Oft zitiert wird aus seinem geistlichen Tagebuch der Eintrag: „Mittelmaß ist nicht dein Beruf“ (siehe auch Seite 38/39). Es ging ihm nicht um Optimierung und Perfektion. Er wollte das Richtige tun und seiner Berufung folgen. Körperlich war er eher schwächlich, doch seine Willenskraft war ausgeprägt. Er verfolgte seine Ziele konsequent. Als Provinzial hatte er weitreichende

Entscheidungen zu treffen. Er nahm dabei die Menschen mit, auch wenn er vieles hätte alleine entscheiden können. In seiner Zeit gewann die Provinz an Größe. Viktrizius Weiß musste wichtige Entscheidungen treffen, die sich nicht einfach aus der Vergangenheit herleiten ließen. Diese zu treffen, verlangte Mut. Der Ordensmann war sich seiner Grenzen wohl bewusst, aber er hatte ein konkretes Gottvertrauen, das ihn radikal und mutig handeln ließ.

fromm & treu

In der Familie erlebte Anton Weiß Zuwendung und Geborgenheit. Die Mutter formte die religiöse Haltung ihrer Kinder. Das gelegte Fundament trug ein Leben lang. Br. Viktrizius führte von 1872 bis 1891 ein geistliches Tagebuch. Darin lässt sich ablesen, wie er sein Leben reflektierte, was ihn bewegte und wonach er strebte: An seinem Verhalten wurde deutlich, aus welcher Quelle er schöpfte. Die Liebe zu Gott war ihm wichtiger, als bei Menschen beliebt zu sein. Seine bescheidene Art war eine gute Basis für den Zusammenhalt bei unterschiedlichen Meinungen. Sein Bestreben war es, Versöhnung zu erreichen. Diese Einstellung ist wohl der Weg, in sich und mit anderen Frieden zu finden. Die Aufgaben, die das Leben ihm stellte, erfüllte er zuverlässig und treu. Ähnlich wie bei Br. Konrad kann man sagen, dass für ihn Gott an erster Stelle stand, ohne dass er die bedürftigen Menschen übersehen hätte.

Viktrizius Weiß

Am 18. Dezember 1842 wurde Anton Nikolaus Weiß in Eggenfelden geboren. Nach dem Abitur studierte er ab 1861 Philosophie und Theologie in München und wurde am 29. Juni 1866 zum Priester geweiht. In kurzer Zeit promovierte er zum Doktor der Theologie. Anton Nikolaus Weiß wurde 1875 in den Kapuzinerorden aufgenommen und bekam den Namen Viktrizius. 1884 wählten ihn die Brüder erstmals zum Provinzial. Insgesamt wurde er fünf Mal in diese Aufgabe berufen. In seiner Zeit stellte er wichtige Weichen für die Zukunft des Ordens. Am 8. Oktober 1924, also vor 100 Jahren, starb er im Ruf der Heiligkeit. Er galt als geduldiger Zuhörer, ein Menschenfreund, einer, der etwas von Gottes Güte spüren ließ. 1935 wurde der Prozess zur Seligsprechung eröffnet.



Die letzten Jahre

In Vilsbiburg verbrachte Viktrizius Weiß die letzten 16 Jahre seines Lebens. Trotz schwerer Krankheiten verbrachte er viele Stunden als Zuhörer und Mutmacher im Beichtstuhl der Kirche

zugewandt & führungsstark

Sein Vater ermöglichte seinem Sohn Anton Nikolaus eine gute Ausbildung. Früh zeigten sich seine Talente. Als junger Priester in der Erzdiözese wie auch im Orden wurde er dementsprechend mit Aufgaben betraut. Man übertrug ihm Verantwortung, besonders im Bereich Ausbildung und Leitung. So war er etwa als Präfekt, Dozent und Exerzitienmeister eingesetzt. 1884 wurde der Kapuziner erstmals zum Provinzial gewählt, erst acht Jahre zuvor hatte er die zeitliche Profess abgelegt. Viktrizius Weiß konnte auf Menschen eingehen, war empathisch. Er war kein kühler Kopfmensch. Er ließ auch sein Herz sprechen und wusste dabei dennoch immer, wohin er wollte.

Man kann sagen: Er war willensstark, ohne seine Gefühle zu verdrängen. Zeitgenossen bezeugten, dass er selbst bei großen Belastungen nie die Ruhe verlor. Er handelte überlegt und ruhig. Er war umsichtig und traf sachgerechte Entscheidungen. Sein Führungsstil war sensibel und zugewandt. Er steckte niemanden in eine Schublade. Der Kapuziner Ingbert Naab zeichnete ihn so: „Er strahlte Vertrauen aus und gab das Gefühl von sich: Mit dem Mann möchte ich über alles sprechen können, was meine Seele berührt.“ Viele Zeitgenossen bezeugten, dass er ausgesprochen hilfsbereit war. Seine Ausstrahlung vereinte Intellekt und Herzlichkeit, vornehme Ruhe und aufmerksame Zuwendung.

FOTOS: RUFUS46/VIA WIKIMEDIA COMMONS

lebensnah & einfach

Viktrizius Weiß hatte ein pädagogisches Talent, das er als Präfekt, Dozent und Exerzitienbegleiter einsetzte. Als Provinzial konnte er Menschen mitnehmen, führen und für Ziele gewinnen. Dabei trat er bescheiden auf, war einfach und lebensnah. Der Kapuziner war ein aufmerksamer Zuhörer und mit der Not der Menschen vertraut. In seinem Zimmer hatte er nichts Überflüssiges und zeigte so seine Haltung, einfach leben zu wollen, ganz konkret. Selbst als Provinzial blieb er Seelsorger und ließ sich von der Not der Menschen berühren und fordern. Große Geduld zeigte er mit geplagten Menschen. Er war entgegenkommend und behandelte alle Menschen gleich. Viktrizius Weiß ging es in seinem Leben nicht um seine Ehre, sondern vielmehr um Demut. Eine Haltung, die es auch heute noch erleichtert, Brücken zu bauen und sich auf andere einzulassen. **T**

Nach der Krise der Säkularisation und des Kulturkampfes gab es Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche Herausforderungen für Gesellschaft, Kirche und Orden. In dieser Situation war es besonders wichtig, Menschen zusammenzuführen und gleichzeitig eine klare Linie vorzugeben. Das konnte Br. Viktrizius. In seiner Amtszeit wurde das Seraphische Liebeswerk, das Kinderhilfswerk der Kapuziner, gegründet und die Mission in Chile gestartet. Führungsstark lenkte er die Geschicke des Ordens über die Zeit von 15 Jahren.

leidtragend & belastet

Fünfmal wurde Viktrizius Weiß zum Provinzial gewählt. Das bedeutete 15 Jahre Verantwortung für die gesamte Kapuzinerprovinz in Bayern. Diese Zeit kostete ihn viel Kraft, denn er war gesundheitlich nicht sehr robust. Weil Br. Viktrizius die Leitungsaufgabe ernst nahm und sich auch sonst nicht schonte, ging das zu Lasten seiner Gesundheit. Mit 66 Jahren bat er darum, nicht noch einmal zum Provinzial gewählt zu werden. Schwer krank ging er nach Vilsbiburg, wo er die letzten 16 Jahre seines Lebens verbrachte. Er war zunehmend blind und gehörlos, von vielen Leiden geplagt. Sein Leben wurde einsamer, denn die Schwerhörigkeit isolierte ihn. Viktrizius war auf fremde Hilfe angewiesen. Und dennoch: Seine Krankheiten ertrug er ohne Klage. Mit dieser Einstellung war er fähig, die Nöte anderer an sich heranzulassen und Mut zu machen. Er bewahrte sich ein waches Auge für die Nöte seiner Mitmenschen.

Verehrung im Volk

Am 8. Oktober 1924 starb Viktrizius Weiß „im Ruf der Heiligkeit“. Auf Wunsch der Bevölkerung wurde sein Sarg im Jahr 1927 vom Klosterfriedhof in die Kirche umgebettet



„Eine Brücke zu Gott“

Die Kapuziner Viktrizius Weiß und Konrad von Parzham kannten sich persönlich. Ein Gespräch mit Br. Marinus Parzinger aus Altötting über die Verbindung zwischen den Ordensleuten und den laufenden Seligsprechungsprozess von Viktrizius Weiß.



INTERVIEW: TOBIAS RAUSER

In welcher Zeit lebte der Kapuziner Viktrizius Weiß?

Es war eine Zeit des Um- und Aufbruches, die von Säkularisierung, einer Krise in Kirche und Orden und der industriellen Revolution geprägt war. Das alles hat gesellschaftlich sehr viel in Bewegung gebracht.

Waren Politik und die Fragen der Zeit prägend für seinen Werdegang?

Es gibt da recht wenig in den Quellen. Aber er war schon sehr auf das Kloster fokussiert. Er hat sich der Welt nicht völlig entzogen, aber er hatte – ähnlich wie Bruder Konrad – einen

Blick fürs Transzendente. Dennoch muss man sagen: Er muss schon auch sehr realistisch und praxisorientiert gewesen sein, denn sonst hätte er seine Arbeit als Provinzial nicht so gut machen können.

Die Entscheidungen, die er in der Leitung des Ordens getroffen hat: Waren diese Entscheidungen Antworten auf soziale Fragen der Zeit?

Wie immer in Leitungssämtern kommt ja auch viel auf einen zu, nicht alles ging von ihm aus. Dennoch hat er wichtige Dinge in die richtige Bahn gebracht, etwa das Kinderhilfswerk der Kapuziner, das sogenannte Seraphische Liebeswerk, aber auch Pfarrei-Gründungen wie in München. Viele seiner Entscheidungen wirkten gut und richtig in die Gesellschaft hinein. Es war kein Zufall, dass der Orden unter seiner Verantwortung deutlich wuchs.

Viktrizius Weiß hat in der gleichen Zeit gelebt wie der heilige Bruder Konrad. Gibt es zwischen den beiden eine dokumentierte Verbindung aus Altötting?

Ich habe den Eindruck, dass sich die beiden vom Typ gar nicht so unähnlich waren. Das betrifft vor allem die Entschlossenheit, mit der sie ihr Kapuzinerleben gelebt haben. Natürlich waren sie von der Herkunft verschieden, der eine kam aus einer Arztfamilie und besaß eine entsprechende Ausbildung, der andere war Landwirt und Bauer. Beide haben in Altötting gelebt, als Viktrizius Weiß Provinzial war. Man weiß von Viktrizius sicher, dass er Konrad von Parzham schätzte, das ist dokumentiert.

FOTO: KAPUZINER/RAUSER

Was verbindet die beiden noch?

Beide haben das schlichte Leben als Kapuziner gewählt. Sie hatten beide einen Blick, der über den Alltag hinausgeht, und das Transzendente und das Heil des Menschen in den Fokus nimmt. Beide Ordensleute waren keine Mitläufer, sondern sie lebten das, was sie für sich verstanden hatten, mit aller Kraft, radikal und entschieden. Ihr Gottvertrauen war stark.

Ist Viktrizius Weiß für Sie ein Vorbild?

Das ist eine schwere Frage, denn sein Leben liegt 100 Jahre zurück. Dennoch gibt es manches, das mir vertraut vorkommt und beispielhaft ist, auch für mich ganz persönlich. Er hat als Diözesanpriester mit guter Promotion und Karrierechancen entschieden, ein einfaches Leben zu wählen. Das ist eine klare Entscheidung, die er dann zu hundert Prozent gelebt hat. Er war sehr franziskanisch unterwegs, kein abgehobener Akademiker. Ich schätze ihn für seinen Mut, er war konsequent in seinen Handlungen als Provinzial. Er war radikal und mutig, ging an die Wurzel. Da muss ich ganz persönlich sagen: Ich besitze diese Konsequenz und Klarheit nicht unbedingt, da dient er mir schon zum Vorbild.

Viktrizius Weiß war „ein ehrwürdiger Diener Gottes“? Was bedeutet das?

Dieser Begriff ist Teil des Seligsprechungsprozesses, der zurzeit bei ihm läuft. So ein Prozess ist nichts, das geplant oder gemacht wird, sondern er startet im Volk Gottes. In diesem Prozess geht es darum, zu prüfen, ob jemand zum Segen für andere geworden ist. Aus der Bevölkerung kam nach der Beerdigung in Vilsbiburg der Wunsch, ihn vom Klosterfriedhof zu holen und in der Kirche beizusetzen. Das wurde vom Bischof erlaubt und so begann der Prozess. Es wurde eine historische Gruppe eingesetzt, die sein Leben beschrieben und alle Dokumente gesammelt hat.

Was war Ziel dieser Kommission?

Sie stellt den Tugendgrad fest. Es geht nicht darum, dass der Mensch keine Fehler machen

darf, sondern darum, dass er sich erfolgreich bemüht hat, Glaube, Hoffnung und Liebe zu leben. Das ist ein festgelegtes Verfahren. Viele, die ihn kannten, wurden befragt. Durch den Krieg wurde die Arbeit unterbrochen, am Ende lag alles beim Papst. Dieser bestätigte im Jahr 1979 Viktrizius Weiß den sogenannten „heroischen Tugendgrad“. Deswegen darf er nun „ehrwürdiger Diener Gottes“ genannt werden. Das ist alles die Vorarbeit für eine mögliche Selig- oder Heiligsprechung.

Nun braucht es ein Wunder.

So ist es. Das ist alles klar geregelt, mit medizinischen Gutachten, Pro und Contra. Am Ende entscheidet wieder der Papst: Ist eine Seligsprechung nun dran? Passt derjenige in die Zeit? Inwieweit ist er ein Vorbild? Bei Viktrizius Weiß gibt es bisher noch kein durch diesen Prozess bestätigtes Wunder.

Was sind Selige und Heilige für Sie?

Heilige sind für mich Menschen, durch die es anderen leichter wird, an Gott zu glauben. Sie bringen eine Facette ins Leben, in den Glauben. Mit ihrer Art, wie sie gelebt haben, machen sie das Christliche konkreter. Menschen streben nach Glück, sie versuchen das Richtige zu tun. Die Kirche will durch Selige und Heilige Vorbilder aufzeigen, die Gott nahe sind und eine Brücke zu Gott sein können.

Wie blicken Sie auf den Seligsprechungsprozess von Viktrizius Weiß?

Ich habe einige Berührungspunkte zu Heiligen, die mir viel bedeuten. Ich feiere sie gerne, weil ich glaube, dass der Glaube eine Konkretheit bekommt, wenn man sich Beispiele ins Leben hereinholt. Wir brauchen Orientierung. Viktrizius Weiß war einer, der nicht polarisiert, der die Menschen gesehen hat und sehr bescheiden lebte. Das ist für mich zeitgemäß. Und damit ist er heute schon – auch ohne Seligsprechung – für mich ein Vorbild. **T**

Das ganze Interview lesen Sie auf [kapuziner.org](https://www.kapuziner.org)

„MITTELMASS ist nicht dein Beruf“

Dieses Zitat aus dem Tagebuch von Viktrizius Weiß irritiert.
Besser, strenger, heiliger? Sollte uns nicht lieber die Mitte als Maß dienen?
Ein Text über die gesunde Suche nach dem seelischen Gleichgewicht.

TEXT: BR. THOMAS SCHIED

► Wer Ferdinand von Schirachs Buch „Nachmittage“ gelesen hat, wird sich vielleicht an die Erzählung „zweiundzwanzig“ erinnern. Schirach berichtet darin von seiner Begegnung mit dem alten Studienfreund Peter Middleton. Dieser lebt mittlerweile in Oslo. Dort hat der erfolgreiche Chemiker und Philosoph nach einer tiefgreifenden Erfahrung im nordirakischen Sindschar seinen Frieden gefunden. Er erzählt davon, wie er in der zerstörten Stadt aus dem Auto gestiegen und plötzlich von einer großen und durchdringenden Klarheit überwältigt war: „Wir können nur in der Mitte leben. Jedes Extrem ist falsch.“

Dann führt er Schirach zu einem kleinen unbedeutenden Supermarkt abseits der großen Einkaufsstraße. Dort habe er nicht nur seinen Frieden, sondern auch seine Mitte gefunden. Es stellt sich heraus, dass er der Besitzer dieses kleinen Ladens ist. Auf den erstaunten Einwand Schirachs, es handle sich hier doch nur um einen Supermarkt, erwidert Middleton: „Nein mein Freund, das ist die Mitte.“

Eine Gesellschaft im Selbstoptimierungswahn

Vielleicht berührt die Erzählung in Schirachs Buch „Nachmittage“ deshalb so sehr, weil es diese Sehnsucht nach einer Mitte, nach einem Ort der Ruhe und der Zufriedenheit, in uns allen gibt.

Gleichzeitig provoziert die Geschichte in einer Zeit und in einer Gesellschaft, die fast zwanghaft auf Selbstoptimierung

und ständige Verbesserung des Einzelnen ausgerichtet ist. Wer ist nicht davon beeinflusst? Und wer ertappt sich nicht selbst dabei, besser, erfolgreicher, schöner, begehrter, reicher, oder was auch immer werden zu wollen?

Im Gespräch mit Menschen, die sich für Meditationsangebote und spirituelle Einkehrzeiten interessieren, fällt auf, dass es auch hier zunehmend um Themen der Selbstverbesserung im beruflichen und privaten Bereich geht. Freilich sind das Themen, die der christlichen Askese nicht fremd sind. Geht es doch von alters her bei vielen asketischen Übungen ebenfalls um die Verbesserung der eigenen Lebensgestaltung – oft genug im Blick auf eine religiöse Praxis oder die moralische Integrität.

„Du musst nach Heiligkeit trachten“

Im Tagebuch des bayrischen Kapuziners Viktrizius Weiß stoßen wir auf einen Satz, der aufhorchen lässt. Er schreibt, wohl mit dem Anliegen, sich selbst zu motivieren: „Du musst nach Heiligkeit trachten. Mittelmäßigkeit ist nicht dein Beruf!“ Dieses Wort scheint eine Haltung auszudrücken. Vielleicht war es sogar so etwas wie ein Lebensmotto. Das würde jedenfalls erklären, warum sich der junge und angesehene Weltgeistliche auf den Weg in den franziskanischen Reformorden der Kapuziner macht. Die Kapuziner bemühten sich zu dieser Zeit immer noch sehr stark um die Abgrenzung von den Franziskanern durch eine strengere Regelauslegung und rauere Gebräuche im Ordensalltag. Mittelmäßigkeit war in

FOTO: UNSPLASH/GETTYIMAGES



ihrem Denken eine Verfallserscheinung und der Beginn der Verweichlichung des Ordensstandes.

Auch heute noch klingt „Mittelmäßigkeit“ in den Ohren der meisten Menschen eher unattraktiv. Wer will schon mittelmäßig sein? Wer mittelmäßig daher kommt, der bleibt unsichtbar, wird nicht wahrgenommen, geht unter in der Masse. Mittelmäßigkeit und Erfolg scheinen sich auszuschließen. Anders ausgedrückt: Wer erfolgreich sein will, der muss sichtbar werden und Aufmerksamkeit erregen. Der muss von sich reden machen mit allen Konsequenzen. Und er muss letztlich besser sein als seine Mitbewerber.

Mitte, Maß und Mittelmaß

„Ich habe meine Mitte verloren“ sagen Menschen manchmal, wenn sie spüren, dass sie innerlich aus dem Gleichgewicht geraten sind. Gründe dafür gibt es viele. Oft spielt dabei der hohe Erfolgsdruck in Schule, Beruf, Partnerschaft und Familie eine Rolle.

Dagegen tut es Menschen gut, wenn sie in einer Lebensphase von sich selbst sagen können: „Ich habe meine Mitte gefunden. Ich bin bei mir angekommen. Ich bin zufrieden.“ Der Mensch hat eine Sehnsucht nach „seiner Mitte“, also nach dem Zustand, den man als innere Balance und als seelisches Gleichgewicht bezeichnen kann.

Bleibt die Frage, wie der Mensch dahin gelangt? Eine Frage, die die Menschheit schon lange beschäftigt. Als Begriff taucht

„die Mitte“ schon in der antiken Philosophie auf. Für Aristoteles bezeichnet sie die Stellung einer Tugend zwischen zwei einander entgegengesetzten Lastern, dem „Übermaß“ und dem „Mangel“.

Man muss nur für einige Minuten durch die Esoterikabteilung einer beliebigen Buchhandlung schlendern, um festzustellen, wie viele „Heilsangebote“ es auf dem Markt gibt, die auf diese Frage nach dem Weg zur inneren Balance eine Antwort geben wollen. Wie finde ich meine Mitte? Wann komme ich bei mir an? Was kann ich tun oder lassen für das innere Glück?

Fragen offen lassen

Gesunde Traditionen und Spiritualitäten zeichnen sich dadurch aus, dass sie diese Fragen erst einmal offen lassen. Eine Antwort darauf kann nicht gegeben, sondern höchstens vom Suchenden selbst erfahren und gefunden werden.

Viktrizius Weiß hat seinen Weg im Bemühen um Heiligkeit als bayerischer Kapuziner gefunden. Peter Middleton hat im Berufsalltag von Oslo eine „Erfahrung der Mitte“ gemacht. Beide waren auf ihre Art wohl so etwas wie Mystiker.

Nur wenn wir uns mit der offenen Frage nach dem Sinn und der Mitte des Lebens auf den Weg machen, können wir etwas Neues entdecken. Vielleicht sogar eine Antwort auf unsere Lebensfrage. Und wenn dann jemand einwendet „es ist ein Kloster“ oder „es ist der Supermarkt“, dann werden wir vielleicht sagen: „Nein, mein Freund, das ist die Mitte.“ **T**

Ein Land im Umbruch

In Chile leben noch drei Missionare aus Deutschland und den Niederlanden. Im Frühjahr 2024 besuchte Provinzial Br. Helmut Rakowski das Land. Er berichtet von Spuren der Vergangenheit und Gräben der Gegenwart.

TEXT: BR. HELMUT RAKOWSKI

» Hinter dem Bildungshaus bei der Stadt Concepción in Südküste fließt der Fluss Bio Bio. Das schlichte einstöckige Haus liegt noch im saftigen Grün, aber der Herbst macht sich auf der Südhalbkugel bereits bemerkbar. Die Kapuziner aus Chile haben sich dort Ende März zu einer Weiterbildung versammelt.

Ein besonderer Ort für meinen Besuch als Provinzial der Deutschen Kapuzinerprovinz im Frühjahr 2024. Zur Provinz gehören Klöster und Missionare aus Deutschland, Teilen Österreichs, Belgiens und den Niederlanden. Drei Missionare aus diesen Ländern leben noch in Chile: der 88-jährige Br. Miguel Heringer aus Rosenheim als der letzte Bayer sowie die Brüder Theophorus de Jeu (92) und Adrián de Vet (84) aus den Niederlanden. Doch zurück zu dem besonderen Ort des Treffens: Der Fluss Bio Bio war lange die Grenze zwischen dem Machtbereich der spanischen Eroberer und dem Volk der Mapuche, für deren Seelsorge die damalige bayerische Provinz im Jahr 1900 die Verantwortung übernahm.

Die ersten Missionare aus Bayern waren bereits 1848 in die Mission der Araukanie gekommen. Sie mussten miterleben, wie der chilenische Staat das Land der Ureinwohner gegen frühere Vereinbarungen zu Staatsland machte und Siedler, darunter viele Deutsche, ansiedelte. Einer der ersten Missionare, Br. Siegfried Schneider, brauchte sogar Personenschützer, weil er als „Indianeradvo­kat“ galt. Von ihm stammt das Wort „Wir brauchen hier vom Evangelium nicht viel erzählen, solange die Mapuche so behandelt werden.“

Aktuell gibt es 12 chilenische Ordensmitglieder, zwei davon entstammen dem Volk der Mapuche. Zwei Spanier und sechs Brüder aus Brasilien tragen die vier Häuser in dem Andenland mit. Dazu kommen noch die drei Missionare aus Deutschland und den Niederlanden.

Nach Abschluss ihrer Weiterbildung traten am Freitagnachmittag die Brüder die Rückreise in ihre Heimatklöster an. Die Karwoche stand bevor. Für mich ging es mit einem altersschwachen Pick-up acht Stunden auf der Ruta 5 Richtung Süden, hinein in das Kerngebiet der Araukanie. Mitten auf dem Weg machen mich die niederländischen Mitbrüder auf die Militärposten neben der Schnellstraße aufmerksam. Sie schützen Lastwagen, die immer wieder von aufständischen Mapuche überfallen und in Brand gesteckt werden. Die Ureinwohner lehnen sich auf: gegen einen weiterhin herrschenden Kolonialismus und gegen den illegalen Raubbau an ihren Wäldern.

Kirchen wurden angezündet

Die beiden Missionare verstehen die Anliegen der Menschen, leiden aber auch daran, dass in der Vergangenheit Kirchen angezündet wurden und die Arbeit der Missionare grundlegend kritisiert wird. Dabei haben die Kapuziner sich sehr für die Menschen eingesetzt. Die Holländer waren vor allem im sozialen Bereich tätig. Die „Misión San Juan de la Costa“, in der Br. Adrián lebt, gibt davon ein klares Zeugnis. Um Kirche und Pfarrhaus gruppieren sich die Schule, ein Internat, das Krankenhaus sowie Werkstätten zur Ausbildung und Produktion (etwa von Käse). In der rund eine Stunde entfernten



FOTOS: KAPUZINER

ten Kreisstadt Osorno sendet seit 45 Jahren der Radiosender „La Voz de la Costa“. Er war einst das einzige Kommunikationsmittel in diesem abgelegenen Gebiet.

Die bayerischen Kapuziner haben sich daneben besonders für die Kultur der Mapuche stark gemacht. So gab P. Ernst Wilhelm von Moesbach 1962 eine Neuausgabe der älteren araukanischen Grammatik eines spanischen Mitbruders heraus. Es wurden nicht nur Schulen eingerichtet, sondern auch Lehrerausbildungsstätten. Br. Carlos Huenupi, ehemals Provinzial und selbst Mapuche, sieht die Anliegen der Missionare absolut positiv. Heute aber überwiege die Sicht auf eine gewisse „nord-europäische“ Härte und die jungen Generationen sähen nur die Zerstörung ihrer Kultur.

Chile ist vielleicht das am meisten säkularisierte Land Lateinamerikas. Nicht mehr als 70 Gottesdienstbesucher kommen in San Juan de la Costa am Palmsonntag zur Kirche. Br. Adrián besucht alle, unabhängig vom Kirchgang. Am Tag zuvor waren wir bei Juan und seiner Frau zu Besuch. Einen Monat zuvor hatte eine umgestürzte Stromleitung einen Waldbrand entfacht. Das bescheidene Haus blieb verschont, aber der Holzvorrat für den Winter und das Futter für die Tiere waren weg. Br. Adrián plant mit dem Ergebnis einer Sonderkollekte einen Großeinkauf und wird dann vor allem das Viehfutter an die Betroffenen verteilen.

Pucón ist anders als San Juan de la Costa eine Stadt. Was ebenfalls als Missionsstation begann, ist mittlerweile ein Tourismusmagnet. Die Stadt liegt am See Villarrica und wird überragt vom gleichnamigen aktiven Vulkan. Zwischen Straßencafés und

Restaurants liegt im Stadtzentrum das Kloster. Hier lebt Br. Miguel Heringer aus Rosenheim, seit 1969 in Chile. Seit einem Schlaganfall muss er sich auf das Beichte-Hören beschränken.

Vor Ort in Kontakt kommen

Br. Miguel erinnert sich gut, wie er vor 50 Jahren noch mit dem Pferd unterwegs war. Dörfer gab es wenige und die Landschulen waren die Zentren für Versammlungen und Gottesdienste. Vieles hat sich seitdem geändert: Von den insgesamt fünf Brüdern im Kloster „Santa Cruz“ sind nur der Chilene Hector und der Brasilianer Antonio als Seelsorger in der Großpfarre aktiv. An jedem Sonn- und Feiertag feiern sie fünf Messen.

Als ehemaliger Mexikomissionar war ich als Unterstützung willkommen. Und so habe ich mich auch nicht nur mit den Spuren der Vergangenheit beschäftigt, sondern konnte in den Kar- und Ostertagen täglich einen Gottesdienst mit Predigt übernehmen. Eine gute Gelegenheit, um die Menschen kennenzulernen, darunter auch die Kapuzinerinnen. Ihr Kloster liegt direkt neben dem Friedhof, auf dem letztes Jahr unser Mitbruder Juan Bauer beigesetzt wurde, der überraschend verstorben war. Ein Besuch am Grab von Br. Juan gehörte zu den vielen besonderen Momenten meiner abwechslungsreichen Reise nach Chile.

Im Reisegepäck in Richtung Heimat befanden sich berührende Begegnungen und ein tieferes Verständnis dafür, wie wir Kapuziner im Land gewirkt haben. Und nicht zuletzt Respekt vor den Herausforderungen, vor denen das südamerikanische Land in Zukunft steht. **T**

1. Gottesdienst

Br. Helmut nach der Eucharistiefeier in San Juan de la Costa

2. Niederlande

Die beiden Missionare aus den Niederlanden, Br. Adrián und Br. Theophorus

3. Deutschland

Br. Miguel aus Bayern lebt seit 1969 in Chile

Katholikentag 2024

Hoffnungsvolle Tage in Erfurt



In den Dialog treten Die Kapuziner waren in diesem Jahr mit einem eigenen Stand auf dem Katholikentag in Erfurt vertreten

„Einladend, fröhlich, kommunikativ“: So beschrieben viele Besucherinnen und Besucher den Stand der Kapuziner auf dem Domplatz in Erfurt anlässlich des 103. Katholikentages. Rund 23.000 Teilnehmende waren nach Thüringen gekommen, der Katholikentag stand unter dem Motto „Zukunft hat der Mensch des Friedens“. „Wir Kapuziner hatten gute Tage in Erfurt – und sind mit vielen Menschen intensiv ins Gespräch gekommen“, sagt Br. Helmut Rakowski, Provinzial der Kapuziner, der mit elf Mitbrüdern am Stand auf der Kirchenmeile ansprechbar war. „Wir wollten mit unserem offenen und von franziskanischer Freude geprägten Auftritt eine Einladung zum Austausch aussprechen. Diese ist oft und gerne angenommen worden, dafür sind wir sehr dankbar“, sagt er. Die Stimmung unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern war gelassen und hoffnungsvoll. Das bestätigt auch Br. Thomas Schied, der für den Orden unter anderem Menschen mit ihren Berufungs- und Sinnfragen begleitet. „Die Menschen, mit denen ich gesprochen habe, treibt eine Sehnsucht nach Spiritualität um“, berichtet der franziskanische Ordensmann. „Viele stellen sich ganz konkret die Frage: Was soll ich mit meinem Leben anfangen?“ Br. Helmut sagt: „Ich kann für uns Kapuziner sagen: Die fruchtbaren Begegnungen werden noch lange nachklingen.“

Der nächste Katholikentag findet vom 13. bis 17. Mai 2026 in Würzburg statt. T

IN DANKBARKEIT

Die Nachrufe finden Sie auf kapuziner.org/nachrufe

Br. Heinrich Grumann



Der Kapuziner Br. Heinrich Grumann ist am 18. April 2024 gestorben. Er wurde 1937 in Walldorf in Oberschlesien geboren und trat 1956 in den Kapuzinerorden ein. 1962 wurde er zum Priester geweiht. Der Kapuziner war viele Jahre für das Kinderhilfswerk SLW und die Ugandahilfe engagiert. Br. Heinrich wurde auf dem Kapuzinerfriedhof in Altötting begraben.

Br. Fredegand Köhling



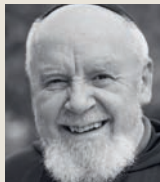
Am 8. April starb der Kapuziner Br. Fredegand Köhling. Der Ordensmann aus Köln wurde 1936 geboren und legte 1961 die ewige Profess ab. 1963 wurde er zum Priester geweiht. Zuletzt lebte Br. Fredegand im Emsland und arbeitete als Seelsorger in der Pfarreiengemeinschaft Freren mit.

Br. Wolfgang Drews



Der Kapuziner Br. Wolfgang Drews ist in der Nacht zum Karfreitag, am 29. März 2024, gestorben. Der beliebte Ordensmann lebte und wirkte an vielen Orten der Provinz. Geboren wurde er im Jahr 1932, 1955 trat er in Stühlingen in den Orden ein. 1961 wurde er zum Priester geweiht. Sein Grab befindet sich auf dem Gräberfeld der Kapuziner auf dem Friedhof in Werne.

Br. Bernhard Rinderer



Am 19. April 2024 starb der Kapuziner Br. Bernhard Rinderer im Nothburgaheim in Innsbruck. Br. Bernhard wurde 1930 geboren und trat 1949 in den Kapuzinerorden ein. Seinen Dienst leistete Br. Bernhard unter anderem als Pförtner und Schneider, vor allem in den Klöstern Bregenz, Imst und Innsbruck.

FOTOS: KAPUZINER/RAUSER, KAPUZINER

Kapuziner in Werne

„Es gibt einfach ein gutes Miteinander“



Br. Norbert Schlenker leitet die Kapuziner-Gemeinschaft in Werne. Im Kloster hat sich in den letzten zwei Jahren viel verändert

Vor zwei Jahren wurde beschlossen, dass Brüder nach Werne ziehen. Ist dies nun umgesetzt?

In der Tat, genauso ist es. Das Haus hier ist nun voll besetzt, neun Kapuziner leben im Kloster. Wir sind von der Altersstruktur ein älterer Konvent. Ich erfahre viel Freude darüber, dass das Kloster gestärkt wurde. Wir sind als Gemeinschaft allein durch die höhere

Zahl präsenter und bei den Gottesdiensten und in der Stadt sichtbarer.

Was macht das Kloster Werne aus?

Wir sind ein Seniorenkloster, das heißt, wir können keine großen Sprünge machen. Dennoch hoffe und denke ich, dass wir für die Werner Bevölkerung wertvoll und wichtig sind. Es ist das älteste Kloster der Provinz und wir genießen in der Stadt einen hohen Stellenwert.

Viele Aufgaben, die die Brüder nicht mehr wahrnehmen können, werden von Ehrenamtlichen übernommen.

Ja, das ist ein großes Glück. Der besondere Stellenwert des Klosters zeigt sich in ideeller, finanzieller und ehrenamtlicher Unterstützung durch viele Bürgerinnen und Bürger Werne. Es ist ein großes Feld, das da abgedeckt wird: etwa der Klostersgarten, der Pfortendienst, die Technik und vieles andere mehr.

Das Haus ist durch die Ehrenamtlichen sehr offen, es ist viel in Bewegung. Ein Problem für Ordensleute?

Nein, das empfinde ich nicht so. Die Offenheit tut uns gut und ich nehme auch bei meinen Mitbrüdern wahr, dass sie das ähnlich sehen. Es gibt einfach ein gutes Miteinander.

Sie sind jetzt zwei Jahre als Hausoberer für die Gemeinschaft und das Kloster verantwortlich. Wie haben Sie die Zeit empfunden?

Die Erweiterung der Gemeinschaft und die baulichen Veränderungen waren schon herausfordernd. Auch gab es in den letzten Monaten einige Todesfälle, die mich und die Brüder emotional und organisatorisch vor große Aufgaben gestellt haben. Fest steht aber, und deswegen ist mein Fazit trotz dieser Umstände positiv: Ich fühle mich hier sehr wohl. Ich freue mich auf das, was kommt.

kapuziner.org/werne

TERMINE

Fahrrad-Wallfahrt

Altötting
7. September 2024: Andacht um 15 Uhr auf dem Kapellplatz

Biker-Wallfahrt

Altötting
22. September 2024: Gottesdienst um 10.30 Uhr auf dem Kapellplatz

Symposium

800 Jahre Sonnengesang
Bonn, LVR-Landesmuseum
24./25. Oktober 2024

Anmeldung (kostenlos):
veranstaltungen@franziskaner-helfen.de

Mehr Infos: kapuziner.org

Kapuziner in Clemenswerth

Wallfahrt im August



FOTOS: KAPUZINER/JACOBY, KAPUZINER

Wie in jedem Jahr laden die Kapuziner aus dem Kapuzinerkloster in Clemenswerth zur Wallfahrt zu Mariä Himmelfahrt in die Schlossanlage ein. Der große Festgottesdienst wird am 18. August 2024 um 10 Uhr auf dem Schlossplatz gefeiert. Im Anschluss gibt es einen Imbiss und die Gelegenheit zur Begegnung. Die Wallfahrt zählt zu den größten der Diözese Osnabrück, das Motto in diesem Jahr lautet: „Maria – stärke uns für das Gute!“. Seit 1741 leben Kapuziner in Clemenswerth – zurzeit vier franziskanische Ordensleute. T

Von Franziskus inspiriert

Wie wollen die Kapuziner in dieser Welt leben? In Eberswalde suchen franziskanische Ordensleute gemeinsam mit den Menschen vor Ort eine Antwort: verantwortlich für die Schöpfung in einer Welt, die immer säkularer wird.

TEXT: BR. BERND BEERMANN

» Seit Dezember 2023 leben zwei Kapuziner in Eberswalde im nördlichen Teil Brandenburgs. Landschaftlich ist die Gegend von der letzten Eiszeit geprägt, mit den Hügeln und Tälern einer typischen Endmoränenlandschaft. Große Wälder umgeben die Stadt Eberswalde, die teilweise zum Biosphärenreservat Schorfheide-Chorin gehören. Die Menschen in dieser Gegend sind zum größten Teil nicht religiös gebunden oder geprägt. Die katholische Kirche stellt nur eine kleine Minderheit von drei Prozent dar. Zwar läuten die Glocken der drei Kirchen der Eberswalder Innenstadt regelmäßig und laden zum Gottesdienst ein, der Einladung aber folgen nur sehr wenige Gläubige oder Suchende. Als Stadt gehört Eberswalde zum sogenannten Speckgürtel Berlins, was sich unter anderem dadurch bemerkbar macht, dass eine große Zahl junger Familien hier wohnt und lebt.

Die Stadt beherbergt schon seit preußischer Zeit eine Hochschule. Ursprünglich gegründet als Forstakademie ist sie heute die „Hochschule für nachhaltige Entwicklung“. Sie beschäftigt sich unter anderem mit der Frage, wie wir unser Leben und Wirtschaften so gestalten können, dass wir als Menschen unsere negativen Auswirkungen auf die Natur reduzieren, besser noch positive Auswirkungen erzielen,

und gleichzeitig das soziale Leben attraktiver gestalten können. Etwa 2.500 Studenten aus vielen Ländern studieren an der Hochschule.

Mensch und Natur im Fokus

In diese Umgebung hinein kamen wir als Kapuziner, um gemeinsam mit dem Erzbischof Berlin eine Initiative zu begründen. Wir versuchen hier vor Ort, aus unserer christlich-franziskanischen Spiritualität den Glauben zu leben und dabei Mensch und Natur gleichsam positiv im Blick zu halten.

Konkret geht es in den nächsten Monaten darum, als Ersatz für das fast baufällige Gemeindezentrum mit Pfarrerswohnung einen Neubau zu planen und auch zu realisieren. Dieser soll einerseits gut zu den Bedürfnissen der Gemeinde passen und gleichzeitig möglichst positive Auswirkungen auf die Natur haben.

Nach ersten Vorüberlegungen haben sich Mitglieder der Gemeinde zusammengefunden, um gemeinsam mit mir, Br. Bernd, und einem Prozessbegleiter aus dem erzbischöflichen Ordinariat zu überlegen, was bei dem geplanten Neubau beachtet werden muss. Im Blick: Wie kann die Gemeinde jetzt und in Zukunft gut miteinander leben und auch in die Stadt hineinwirken? Und welche Kriterien müssen gelten, damit dieser Bau eine Bereicherung für Natur und Mensch ist und keine Belastung?

Während dieses Workshops wurde versucht, am Beispiel des in Planung befindlichen Baus

Verantwortung für die Schöpfung im ganzheitlichen Sinne, also Mensch und Natur gleichsam berücksichtigend, Realität werden zu lassen. Zunächst stand die Frage im Vordergrund, wozu der neue Bau dienen soll. Wer soll dort zu welchen Aktivitäten zusammenkommen? Welche Aktivitäten soll der Bau ermöglichen und wie kann das Gebäude möglichst vielen Menschen dienlich sein? Es wurde deutlich, dass die Gemeinde dieses neue Zentrum auch für Menschen offen sehen will, die nicht offiziell zur Kirchengemeinde gehören.

In einem weiteren Schritt wurden dann Überlegungen zur Auswahl der Baumaterialien angestrengt. Bevorzugt sollen natürliche Materialien wie Holz oder Lehm verwendet werden. Neben der Auswahl der Materialien wurde vor allem die Frage eruiert, was wirklich benötigt wird, und was weggelassen werden kann. Auch die Weiterverwendung von vorhandenen Materialien aus dem Altbau wurde in den Blick genommen.

Dies war ein erster Versuch, Verantwortung für die Schöpfung in der Gemeinde konkret werden zu lassen. Weitere Überlegungen und Umsetzungen in anderen Handlungsfeldern werden folgen.

Vieles, was der heilige Franziskus in seiner Zeit aus einer tiefen Verbundenheit mit seinem Schöpfer getan und gelebt hat, kann für uns in heutiger Zeit zur Inspiration werden. Angefan-

gen von seinem radikalen Verzicht auf Besitz, der das Gegenbild des „Immer-mehr-haben-Wollens“ darstellt. Dieser Verzicht war für ihn die Basis, mit allen und allem und auch letztlich mit Gott in Beziehung zu treten, weil er sonst nicht (über-)leben konnte.

Beziehung statt Besitz

Sicherlich ist die Radikalität des Franziskus so nicht von allen lebbar und doch ist das, was wir Menschen suchen, im letzten nicht Besitz, sondern Beziehung. Auch das wurde in dem Gespräch über das Gemeindezentrum deutlich, wenn gesagt wurde, dass es Heimat bieten und ein Ort sein soll, an dem Freundschaften entstehen können.

Die Radikalität der Beziehung zu seiner Umwelt macht bei Franziskus nicht beim Menschen halt, sondern schließt alle belebte Welt mit ein. Dies machen die vielen Geschichten des Heiligen über seinen Umgang mit Tieren und seine Gespräche mit ihnen deutlich. Wenn wir uns immer mehr auch in dieser Beziehung verstehen, werden Überlegungen über die Konsequenzen unseres Tuns auf unsere Beziehung mit der Natur immer selbstverständlicher. So wie bei Franziskus dieses universelle Beziehungsgeschehen bei Gott seinen Ausgangspunkt nahm und dort auch wieder zum Ende und zur Ruhe kommt, so ist zumindest die Hoffnung, dass dies auch uns immer mehr gelingt. **T**



1. Neuanfang in Brandenburg

Br. Samson und Br. Bernd leben seit Anfang des Jahres in Eberswalde in Brandenburg

2. Verantwortung übernehmen

Br. Bernd ist Kapuziner und promovierter Diplom-Chemiker und Biologe

3. Nachhaltiges Gemeindeleben

Gemeinsam mit den Menschen vor Ort wird der ökologische Neubau des Gemeindezentrums geplant

FOTOS: KAPUZINER

„Nachmittage“ von Ferdinand von Schirach



BUCHTIPP: BR. THOMAS SCHIED

Wer kleine Geschichten liebt, die man einfach mal so zwischendurch lesen kann, der wird bei Ferdinand von Schirach fündig. Ende 2023 erschien sein Buch „Nachmittage“ als Taschenbuch. Kein dicker Wälzer, für dessen Lektüre man sich erst die Zeit freischaufeln muss. Kein langer Roman für den man mühselig eine Einlesezeit durchhalten muss. Ferdinand von Schirachs „Nachmittage“ ist ein Buch für den Sommer-spaziergang. Vielleicht für die Handtasche oder den Kaffeetisch. In 26 Kurzgeschichten verarbeitet der Autor autobiographische Erinnerungen. Sie wechseln sich ab mit den Erfahrungen der Leser. Sie spielen in Berlin, New York und Oslo. Ja, und natürlich dort, wo das Buch gerade aufgeschlagen wird. Geschichten, die wir irgendwie alle kennen. Begegnungen, über die wir im eigenen Leben so schnell hinweglesen. Hier werden sie lebendig. Mal berührend, mal erheiternd, auf jeden Fall durchgängig unterhaltsam. Mein Fazit: Gerne gelesen!

Ferdinand von Schirach
„Nachmittage“

Verlag btb, 2023
ISBN 978-3-44277373-2
Preis: 13,- €



Br. Stefan Knobloch
„Synodalität“
Kirche im Prozess
der Erneuerung

Aschendorff Verlag
2024
ISBN 978-3-402-25070-9
Preis: 14,80,-€



Arndt Büssing und
Br. Thomas Dienberg (Hg.)

„Innehalten“
Vom Einfluss
ehrfürchtigen
Stauens auf das
Wohlbefinden

Verlag Friedrich Pustet
2024
ISBN 978-3-7917-3489-7
Preis: 24,- €



Rezepte aus der Klosterküche

Frischer Gemüseeintopf

Zutaten

für vier Personen

1 kg Gemüse nach Saison,
in Würfel geschnitten
(z.B. Kürbis, Weißkohl)

300 g Schalotten,
fein gewürfelt

2 Knoblauchzehen,
fein gewürfelt

100 ml Weißwein

400 g Kartoffeln,
geschält und gewürfelt

Geflügelbrühe oder
Gemüsefond

1 Stich Butter

Gewürze nach Wahl
(z.B. Kümmel, Majoran)

Salz, Pfeffer

Zucker

Zucker

Weißbrot



„Klosterküche“

Von Thomas Ahlers,
Br. Thomas Dienberg und
Br. Bernd Beermann, LV Verlag,
ISBN 978-3-784-3573-17

Endlich Sommer! Überall blüht und grünt es. Der Garten steht in voller Pracht. Die beste Zeit, um Kräuter und frisches Gemüse zu ernten. In unserer Kapuziner-Serie **„Rezepte aus der Klosterküche“** präsentieren wir in jeder Ausgabe von cap! ein Rezept als Idee für eine saisonale und regionale Küche. Das passende Buch dazu finden Sie im Buchhandel.



Zubereitung

In einem großen Topf etwas Butter zerlassen und die Schalotten und eine Knoblauchzehe farblos anschwitzen. Das Gemüse hinzugeben und kurz mitschwitzen. Mit Weißwein ablöschen und kurz aufkochen lassen. Die Gewürze gemahlen oder frisch hinzugeben. Die Kartoffeln hinzugeben und mit Gemüsebrühe angießen, bis alles bedeckt ist. Auf mittlerer Hitze solange köcheln lassen, bis die Kartoffelwürfel gar sind, diese brauchen in der Regel am längsten.

Mit Salz, Pfeffer und Zucker sowie einem Schluck Apfelessig kräftig abschmecken und warm stellen.

Den Ofen auf 220 Grad vorheizen.

Das Weißbrot auf einem leicht gefettetem Blech ausbreiten. Die zweite kleingewürfelte Knoblauchzehe mit etwas Olivenöl verrühren und das Brot damit einpinseln.

In einer tiefen Suppenschüssel anrichten und mit knusprigem Brot reichen.

Beten mit dem Herzen

TEXT: BR. CHRISTIAN ALBERT

» Kontemplation bedeutet: betrachten, schauen. Im kontemplativen Gebet versuche ich, Gottes Wirken und Gegenwart in meinem Leben wahrzunehmen. Die hier vorgestellten Schritte hin zum Herzens- oder Jesusgebet sind angelehnt an die Gebetschule des Jesuiten P. Franz Jalics, die heute in vielen Ländern verbreitet ist. Der kontemplative Weg ist ausgerichtet auf Gott. In der christlichen Meditation geht es nicht um Selbstoptimierung, sondern um Begegnung und Gottese Erfahrung, um Beziehung. Die Einübung des kontemplativen Gebetes braucht Zeit. Tage, Wochen, Monate, vielleicht ein ganzes Leben. Ein Anfang wäre, sich täglich etwa 20 Minuten Zeit für das Gebet zu reservieren.

VORBEREITUNG

Den Ort bereiten

Gibt es einen Ort, an dem Sie beten? Gestalten Sie diesen so, wie es zu Ihnen passt. Ein Kreuz aufhängen, ein Christus-Bild. Eine Kerze, frische Blumen. Der Ort muss nicht daheim sein, vielleicht eignet sich eine Kapelle auf dem Arbeitsweg? Wichtig ist: Es sollte ein Ort ohne Ablenkung sein. Kein Handy. Eine feste Uhrzeit am Tag ist wichtig.



1. TAG

Wahrnehmen

Die Reise nach Innen beginnt mit einer Reise nach Draußen. Gehen Sie hinaus in die Natur! Spazieren Sie ungestört durch die Natur. Langsam, nicht zu schnell. Lassen Sie sich nicht ablenken von Gedanken, sondern nehmen Sie bewusst wahr: ein Baum, ein Fels, eine Blume. Was hören Sie? Es geht um Wahrnehmung, nicht um Bewertung.

2. TAG

Den Leib spüren

Am zweiten Tag geht es darum, sich selbst zu spüren. Sitzen Sie aufrecht auf einem Stuhl, die Füße fest auf dem Boden, der Rücken gerade, nicht angelehnt. Möglich

auch: auf dem Boden sitzen oder knien. Kommen Sie zur Ruhe. Legen Sie die Handflächen auf die Oberschenkel, schließen Sie die Augen. Jetzt beginnt eine Reise durch den Körper. Spüren Sie die Füße, wie die Fußsohlen Kontakt mit dem Boden haben. Dann lenken Sie die Aufmerksamkeit zu den Beinen. Von den Unterschenkeln über die Knie hin zu den Oberschenkeln. Lassen Sie sich Zeit. Dann gehen Sie weiter und spüren den Kontakt zur Sitzfläche. Immer weiter, Wirbel für Wirbel, den Rücken hinauf. Zu den Armen und Händen, zum Schluss zu Kopf und Gesicht. Spüren Sie, wie Ihr Atem durch die Nase ein- und ausströmt. 20 Minuten lang.

FOTO: KAPUZINER/LÉMÉRICH

Still werden, Gott wahrnehmen: Wie geht das?
Eine kleine Anleitung für diejenigen, die sich zum ersten Mal mit dem kontemplativen Gebet beschäftigen.

3. TAG

Dem Atem folgen

Nehmen Sie wie gestern Ihren Platz ein. Spüren Sie Ihren Leib, nehmen Sie wahr, wie Sie heute da sind. Richten Sie Ihre Aufmerksamkeit auf den Atem. Wie er kommt und geht. Nehmen Sie den Luftzug wahr, der beim Ein- und Ausatmen an den Nasenflügeln vorbeigeleitet. Verfolgen Sie den Atemzug über Nase und Rachen, wie der Atem fließt bis hinunter in die Lunge und wie sich diese füllt. Verfolgen Sie den Atem weiter, wie er zunächst die Lunge und dann Ihren Körper wieder verlässt. Und dann von vorn. Der Atem gibt den natürlichen Rhythmus vor, der die nächsten Schritte der Meditation grundlegend prägen wird.

4. TAG

Die betenden Hände

Erinnern Sie sich an die Schritte, die bereits eingeübt wurden. Spüren Sie Leib und Atem. Nehmen Sie den Atem als Grundrhythmus wahr. Dann richten Sie die Aufmerksamkeit auf Ihre Hände. Legen Sie sie locker, ohne Druck, ineinander. Handfläche auf Handfläche. Spüren Sie bei jedem Atemzug in ihre Handflächen.

5. TAG

Nur ein Wort

Heute üben Sie das Beten mit einem Wort. Bereiten Sie sich wie in den vergangenen Tagen vor: Den richtigen Sitz finden, den Leib spüren, den Atem wahrnehmen und die Aufmerksamkeit in die Handinnenflächen richten. Beginnen Sie ab heute mit diesen Schritten jede Gebetszeit. Wenn Sie heute den Atem beobachten, sprechen Sie bei jedem Ausatmen innerlich ein „ja“. Nehmen Sie wahr, wie der Atem kommt und mit dem Ausatmen: „ja“. Dieses kleine Wort können Sie über das gesamte Ausatmen dehnen. Wenn Ihnen das „ja“ schwerfällt, wählen Sie ein anderes Wort.

6. TAG

Sein Name

Die eingeübten Schritte der vergangenen Tage waren die Vorbereitung auf das Beten mit dem Namen „Jesus Christus“. Sprechen Sie heute (innerlich, ohne das Wort auszusprechen) bei jedem Ausatmen „Jesus“ und bei jedem Einatmen „Christus“. Dehnen Sie die Worte über die ganze Zeitspanne des Ein- bzw.

Ausatmens. „Jesus Christus“: Sein Name rettet, gibt Kraft, stärkt und heilt. Der Name lässt hoffen, er überragt alles, schenkt Einheit und führt in seine Nachfolge.

7. TAG

Treue

Sie sind nach einer Woche angelangt beim Beten mit dem Namen Jesus Christus. Aber natürlich nicht am Ziel der Kontemplation. Es braucht Zeit und Treue zu diesem Gebet mit dem Herzen. Üben Sie weiter, Tag für Tag. Wenn Gedanken ablenken, dann legen Sie sie beiseite, lassen Sie sie ruhen für die Zeit, die Sie für Gott reserviert haben. Das kann mühsam sein. Versuchen Sie es! Bleiben Sie in der Gegenwart Gottes. **T**

„Hier sitze ich neben dir“, sagte Gott zu einem eifrigen Anfänger, „und du zerbrichst dir den Kopf weiter über mich, bemühst deine Zunge, um über mich zu reden, und Bücher, über mich zu lesen. Wann wirst du endlich still und spürst mich?“

Herkunft unbekannt

STANDPUNKT

Eine Position einzunehmen, kann Reibung und Konflikt bedeuten. Aber auch: Heimat und Sinn. Ein Plädoyer für den eigenen Standpunkt.

TEXT: BR. BERND KOBER

» Standorterkennung einschalten oder ausschalten? Das frage ich mich nicht nur, wenn ich mein Smartphone benutze. Standorte bestimmen die Perspektive. Die, die ich einnehme. Und auch, wie andere mich sehen. Einen Standpunkt zu haben heißt, nicht auszuweichen. Widerstand, Reibung, Konflikte können entstehen und das Leben schleifen.

Mit meiner Entscheidung, Kapuziner zu sein, nehme ich einen Standpunkt ein. Es ist ein Standpunkt, der eine deutliche Kontur hat. Ich habe eine Lebensentscheidung getroffen – auf Dauer. Diese Dauerhaftigkeit erfährt Gegenwind in Zeiten schnellen Wandels und der Multiplizierung der Möglichkeiten. Einen Standpunkt haben heißt manchmal,

”

Meine Lebensentscheidung für den Orden erfährt Gegenwind in Zeiten schnellen Wandels“

etwas zu verpassen. Für mich heißt es auch, etwas zu gewinnen: Verwurzelung, Heimat, Sinn für mein Leben und innere Ruhe.

Wenn ich in diesem Moment über meinen Standpunkt nachdenke, sitze ich mitten im Zentrum Frankfurts in unserem Kloster neben der Liebfrauenkirche. Von hier aus schaue ich auf die Menschen dieser Stadt und auf mich. Durch verschiedene Türen kommen zahlreiche Menschen herein. Sie kommen mit Vertrauen. Etwa Arme und Obdachlose – materiell arm und ohne festen Wohnsitz. In unserer stabilen Lebensentscheidung als Kapuziner können wir ihnen ein stabiles, verlässliches Angebot machen. Sie finden Halt. Es kommen Menschen, die in den scheinbar grenzenlosen Möglichkeiten von Unterhaltung und Spaß in dieser Stadt die harten Grenzen dieser Unterhaltungsmaschine spüren. Der Geräuschpegel der Feiernden rund um Haus und Kirche ist fast unerträglich hoch. Im Beicht- und Gesprächszimmer werden die leisen Töne hörbar, die von der Armut des Lebens singen. Das befreit, klärt, lässt fragen: Was ist Glück?

Für diese Menschen einen Raum und mein Ohr offen zu halten und meine Zeit zu investieren, lehrt mich Vieles, weitet meinen Blick, kostet Kraft, schleift mich zurecht, schenkt Freude, macht mein Christsein an diesem Ort aus. Mein Standpunkt schenkt mir Sinn.

FOTO: KAPUZINER/LÉMIRICH

BERND KOBER

KAPUZINER IN FRANKFURT AM MAIN
Dort ist er Kirchenrektor an der Frankfurter Liebfrauenkirche. Br. Bernd ist Jahrgang 1972 und trat 1999 in den Orden ein. Der Priester ist auch gewählter Stellvertreter des Provinzials der Deutschen Kapuzinerprovinz.



KONTAKT

PROVINZIALAT

Provinzial: Br. Helmut Rakowski
Kapuzinerstraße 34
80469 München
T +49 (0)89 278 271 0
E-Mail: sekretariat.muenchen@kapuziner.org
kapuziner.org

KAPUZINERDELEGATION TIROL

Delegat: Br. Erich Geir
Kaiserjägerstr. 6
6020 Innsbruck
T +43 (0)512 584 914 10
E-Mail: delegat.tirol@kapuziner.org
kapuziner.org und kapuziner.at

KAPUZINERDELEGATION

BELGIEN/NIEDERLANDE

Delegat: Br. Christophorus Goedereis
Korvelseweg 165
5025 JD
Tilburg, Niederlande
T +31 6 825 98 563
E-Mail: delegaat@kapucijnen.org
kapucijnen.com

Die Adressen aller Konvente finden Sie auf kapuziner.org

Impressum

cap! Das Magazin der Kapuziner

Herausgeber

Deutsche Kapuzinerprovinz
Kapuzinerstr. 34
80469 München
T +49 (0)89 278 271 0
tobias.rauser@kapuziner.org
kapuziner.org

Redaktion

Br. Christian Albert (Fushë-Arrëz, AL)
Br. Thomas Dienberg (Münster, D)
Br. Christophorus Goedereis (Velp, NL)
Br. Michael Maldacker (Salzburg, A)
Tobias Rauser (München, D)

Art Direktion

Christine Plößler
sequoia-media.com

Druck und Versand

Rademann Print, Lüdinghausen

Bankverbindung

Deutsche Kapuzinerprovinz
DKM Darlehenskasse Münster eG
BIC GENODEM1DKM
IBAN DE44 4006 0265 0003 2133 00

Namentlich gekennzeichnete Texte geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Für den Inhalt der Texte sind die jeweiligen Autorinnen und Autoren verantwortlich.



|
Kapu-
ziner

EINFACH • FRANZISKANISCH • LEBEN